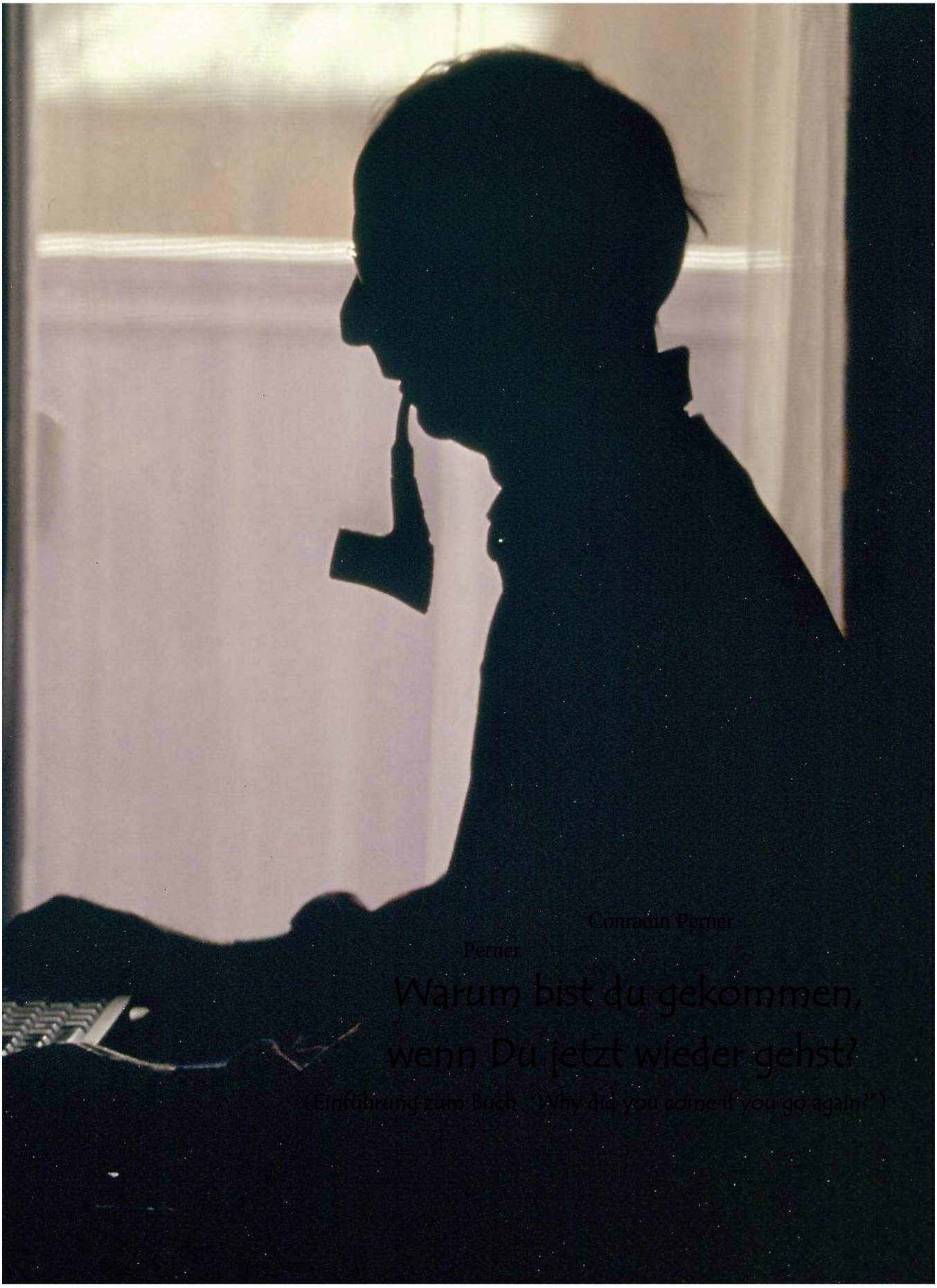


Conradin Perner

Perner

Warum bist du gekommen, wenn Du jetzt wieder gehst?

(Einführung zum Buch "Why did you come if you go again?")

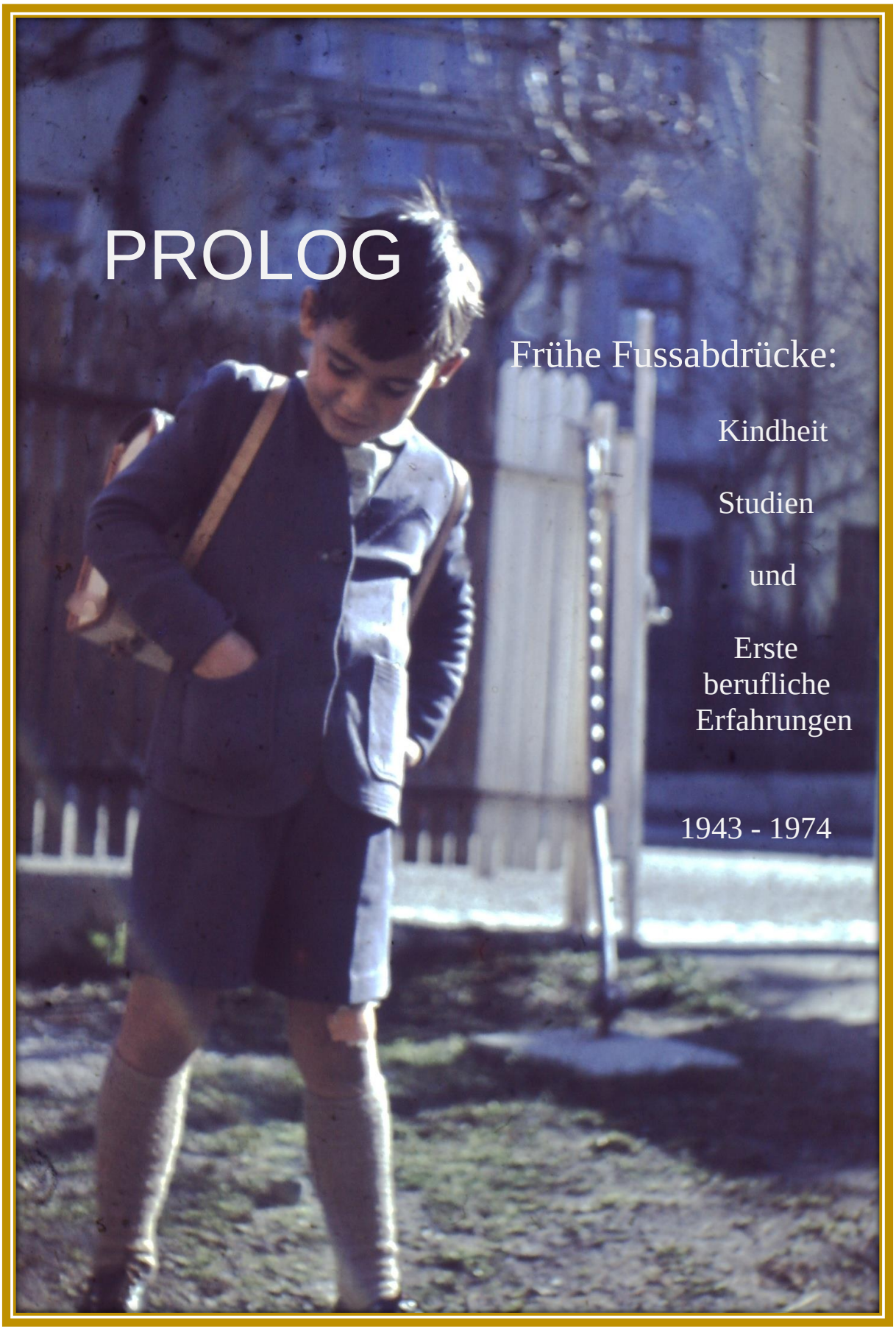
PROLOG 3

I Kindheit und Jugendjahre in Davos, Schweiz 4

II Studium und erste berufliche Erfahrungen 14

- Vorlesungen über französische Literatur an der Universität von Kisangani im Kongo (1970-1971) 20

- Einsätze für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK, Genf) in Bangladesh, Vietnam und Indien (1972-74) 26


PROLOG
Frühe Fussabdrücke:
Kindheit
Studien
und
Erste
berufliche
Erfahrungen
1943 - 1974

Mein Lebenslauf muss irgendwo beginnen, und natürlich muss er mit meiner Kindheit und meiner lokalen Herkunft anfangen. Ich wurde in einer wunderschönen Umgebung geboren, in Davos, am letzten Tag des August 1943, um 13.35 Uhr auf 1600 m Höhe. Meine Geburt war schmerzhaft. Ich kam mit dem Gesäss zuerst aus meiner Mutter heraus; meine Mutter erzählte mir, wie laut sie geschrien habe... Ich bin von einfacher Herkunft. Ich meine das nur im sozialen und wirtschaftlichen Sinne, denn wenn ich jetzt an die Persönlichkeiten meiner Eltern denke, wird mir klar, dass ich eigentlich von adeliger Abstammung sein muss.

Kwacakworos Schwester Burga

Außerdem wurde ich im Paradies geboren. Die natürliche Umgebung meiner Kindheit war üppig und luxuriös, mit bezaubernden Tälern und bunten Bergen, mit Wäldern, Flüssen, Tieren, Vögeln und Fischen. Ich wurde aber auch in eine grausame Welt hineingeboren, im Jahr 1943. Obwohl ich in der Schweiz lebte, hatten die Auswirkungen des Krieges schon früh von meinem Gemüt Besitz ergriffen; ich litt immer unter einer übermäßigen Sensibilität und wurde oft grundlos verletzt. Mein ganzes Leben lang habe ich versucht, diese Wunden zu überdecken oder zumindest ihre Narben zu verbergen, aber es gelang mir nur, wenn ich anderen "lebensbedrohten Gruppen", wie das IKRK jene Menschen nennt, die nur von den Folgen des Krieges betroffen sind, helfen konnte.

Aus meiner frühen Kindheit kann ich mich noch gut an einen Vorfall erinnern. Ich ging mit meiner Mutter auf der Hauptstraße von Davos spazieren; ich war erst vier Jahre alt, und es war Winter. Plötzlich fiel ein langer, schwerer Eiszapfen vom Dach einer Eisenwarenhandlung, verfehlte mich nur um zehn Zentimeter, traf aber meine Mutter am Kopf. Sie fiel bewusstlos zu Boden und wurde mit dem Pferdeschlitten ins Krankenhaus gebracht. Ich weinte, stand unter Schock und fürchtete um das Leben meiner Mutter. Ich hätte keine Chance gehabt, wenn ich getroffen worden wäre. Nach allem, was man weiß, muss mich schon damals ein Schutzengel beschützt haben. Ich hatte so ein Glück, dass der Eiszapfen nicht auf mich gefallen ist, und mehr als Glück, dass meine Mutter überlebt hat.

Ich bin nicht abergläubisch, und ich habe zu viel Elend und Ungerechtigkeit gesehen, um an das Gute in unserer Welt zu glauben. Vielmehr teile ich den Glauben der Anyuak, die bezweifeln, dass Gott ein Menschenfreund ist, geschweige denn sich für das Schicksal der Schöpfung interessiert. Aber wenn die Menschen leiden, dann nicht wegen Gott; das Leiden ist menschlich und hat menschliche Wurzeln. Gott ist rein spirituell und kümmert sich nicht um die Menschen auf der Erde. Und doch ist mein Leben nichts anderes als eine Reihe von "Wundern", die sich nur durch das geheime Wirken eines Schutzengels erklären lassen. Glück? Nein, man kann nicht immer Glück haben, oder? Von Schutzengeln zu sprechen, klingt sehr seltsam, sogar für mich. Aber wie könnte man sonst erklären, dass ich auf wundersame Weise so viele Vorfälle überlebt habe, dass ich nie Opfer bestimmter mörderischer Ereignisse geworden bin? Ich denke dabei nicht einmal an die Möglichkeit, während der vielen Jahre, die ich in kriegsgebeutelten

Ländern verbracht habe, absichtlich oder versehentlich getötet worden zu sein. Die Anzahl der tödlichen Gefahrensituationen, denen ich ausgesetzt war, ist in der Tat nicht fassbar. Ich denke dabei eher an mein persönliches "Glück", meine "*Baraka*", wie die Menschen im Sudan sagen würden. Als Junge bin ich rückwärts aus einem fahrenden Zug gefallen und als Bergsteiger wurde ich von einer Lawine mitgerissen. Beim Klettern in Frankreich raste ein riesiger Felsbrocken durch einen engen Kamin auf mich zu, wurde aber nur zwei Meter über mir eingeklemmt. In Schweden ertrank ich in einem Fluss und kam erst wieder zu Bewusstsein, nachdem meine Freunde mich mit einer Lawinenschnur an Land gezogen hatten, und in der gefrorenen Leere Kasachstans rutschte unser Geländewagen um sechs Uhr morgens von einer vereisten Straße ab, überschlug sich mehrmals und rollte einen steilen Hügel hinunter, bis er schließlich gegen einen Baum auf der anderen Seite eines Kanals prallte. Das Auto war auf dem Dach gelandet und ließ uns hilflos in unseren Sicherheitsgurten hängen. Im Südsudan wurde ich, nachdem ich fünf Tage lang ohne Wasser durch die Wildnis gelaufen war, von Durst grausam niedergestreckt. In Otalo wurde ich von einer Schwarzen Kobra gebissen und überlebte schwere Malariaanfälle sowie viele andere tödliche Krankheiten, und als die äthiopische Armee mit Maschinengewehren und Raketen wütend auf mich schoss, um mich und meine Kinder "tot oder lebendig" zu erwischen, gelang es mir wie durch ein Wunder, dem Tod zu entgehen, "*Warum bist du jetzt nicht tot?*", fragten mich die Anyuak, als sie feststellten, dass ich den Biss einer schwarzen Kobra, der bekanntermaßen absolut tödlich ist, überlebt hatte. Sie waren zutiefst besorgt, dass ich möglicherweise kein "reines", d. h. "wahrhaft menschliches" Wesen war, sondern vielleicht eine Art von spirituellem Wesen; die weiße Farbe meiner Haut könnte eine solche beängstigende Vorstellung durchaus unterstützen. Doch ich hatte auch den König weinen hören, als er sich in der Wildnis verirrt hatte. "*Oioioi!*", jammerte er, "*Gott hilft nur dreimal! Und jetzt hat er uns doch schon dreimal geholfen! Oioioi, was wird nun mit uns geschehen?!*" Wie oft hat mein "*Baraka*" mir geholfen, dem sicheren Tod zu entkommen? Meine Mutter war überzeugt, dass ich ohne sie nicht überleben könnte; sie starb mit fast hundert Jahren, - nicht freiwillig. Sie war sicherlich einer meiner aktivsten Schutzengel, aber auch mein Vater hat mich durch seinen starken Glauben an das Leben geschützt. "*Um Himmels Willen*", sagte er, "*wir sollten doch wenigstens ein Minimum an Vertrauen in Gott haben!*" Mein Vater teilte die Verantwortung für mein Überleben auf: er würde die Verantwortung übernehmen, falls ich in den Bergen umkäme, und meine Mutter würde die Verantwortung tragen, falls ich ertrinken würde; er hatte Angst vor Wasser. Es scheint, dass sie ihre Schutzfunktion sehr ernst genommen haben! Auf jeden Fall waren oft auch Freunde da, um mich zu retten, wohl wissend, dass ich es allein nie schaffen würde; Männer und Frauen jeden Alters umgaben mich mit Liebe, Kinder adoptierten mich als ihren Vater. Ich weiß nicht, inwieweit es mir geholfen hat, so viel geistige und körperliche Unterstützung von den Menschen zu erhalten, denen ich begegnet bin, aber ich habe ihren Segen in all meinen verschiedenen Leben auf sehr wesentliche Weise erfahren. Ich war dazu bestimmt, Menschen vor den Schrecken des Krieges zu schützen oder ihnen in ihrem Kampf für Frieden und Menschenwürde beizustehen, aber letztendlich war ich es, der gerettet wurde und von ihnen vor dem Elend beschützt wurde. "*Lasst uns den Herrn dafür loben, dass er Kwacakworo geschaffen hat*", sagte Majok Nyang Kuol, einer meiner "verlorenen Buben", (der „*lost boys*“) einmal in seinem Gebet. Anstatt mir dafür zu danken, dass ich ihm geholfen habe, am Leben zu bleiben, verwies er auf eine höhere Instanz. Ich bin nicht fromm genug, um mich zu einem solchen Glauben zu äußern, aber bestimmt war ich mir nie sicher, worauf ich zusteuerte und was mit mir geschehen könnte. Ich bewegte mich einfach auf der Suche nach etwas, das ich in mir spürte, aber nicht benennen konnte. Ich bewegte mich durch mein Leben wie eine Barke, die auf einem Fluss schwimmt, getragen vom Wasser, getrieben von der Strömung; irgendwie schaffte ich es bis zur Mündung, wie durch ein Wunder!

Der Vorfall mit dem Eiszapfen, der meiner Mutter auf den Kopf gefallen war, ist das einzige schlechte Erlebnis meiner frühen Kindheit, abgesehen vielleicht von der Erinnerung an meine Schwester und ihre Freundinnen, die nicht wollten, dass ich mit ihnen Volleyball spiele. Sie waren vier Jahre älter als ich. Alles, woran ich mich aus meiner Kindheit positiv erinnere, ist die Natur, Berge und Täler, Schnee und Sterne, ein paar Freunde, die meine oft geheimen und gefährlichen Abenteuer mit mir teilten, und natürlich die Mitglieder unserer Familie. An den Wochenenden nahmen meine Eltern uns Kinder mit in die Berge, um Blumen oder Beeren zu sammeln. Es war so wunderbar, die Welt roch so intensiv. Frühling, Sommer, Herbst, jede Jahreszeit hatte kräftige Farben und verschiedene Schattierungen von Licht. Ich glaube, dass ich damals glücklich war. Ich war sehr hartnäckig, wenn es darum ging, das zu erreichen, was ich mir vorgenommen hatte, aber mir fehlte jeglicher soziale Ehrgeiz und ich mied große Menschenansammlungen. Als Kind träumte ich davon, Nachtwächter zu werden, in der Hoffnung, einen Hund umsonst zu bekommen. Ich träumte auch davon, Tagelöhner zu werden und mit diesen extrem schweren Eispickeln mit drei Spitzen den Schnee von den Straßen zu räumen, aber ich wusste, dass ich eines Tages meinen Vater ablösen und den Malerbetrieb übernehmen sollte, den er von seinem Vater und Großvater geerbt hatte. Das hätte mir vielleicht gefallen. Mein Vater war Künstler, Philosoph und Handwerker zugleich, aber er verstand nichts von der Kunst des Wirtschaftens. Folglich war Geldmangel unser großes Problem, aber wir Kinder haben nie darunter gelitten. Wir spürten keinen Mangel an irgendetwas. Erst später, als ich über mein eigenes Verhalten nachdachte, wurde mir klar, wie sehr ich von der wirtschaftlichen Instabilität der Familie geprägt war. Wäre das Geschäft meines Vaters erfolgreicher gewesen und hätte die Großzügigkeit meines Vaters gewisse Grenzen gekannt, hätte ich aller Wahrscheinlichkeit nach das Familienunternehmen übernommen und wäre Maler geworden wie meine Vorfahren, - und wie sie wäre ich im Geschäft gescheitert! Ich wäre aber zufrieden gewesen, denn wie mein Vater liebe ich es, handwerklich zu arbeiten; es gibt mir den nötigen Raum zum Nachdenken und gleichzeitig Abstand von meinen Gedanken zu gewinnen. So aber ging ich weiter zur Schule, ohne eine klare Vorstellung von meiner Zukunft zu haben. Es war nicht genug Geld da, um beiden Kindern den Besuch der Universität zu ermöglichen. Da ich der Sohn war, wurde ich ausgewählt, eine höhere Ausbildung zu erhalten, ein Privileg, das mir meine Schwester nie verzeihen würde. "Wenn ich es gewesen wäre", klagte sie später, "wäre aus mir wenigstens etwas geworden!" Ich bin sicher, dass sie mit ihrer Vermutung Recht hatte, aber ich konnte es einfach nicht schaffen.

Als Kind bin ich kaum irgendwohin gegangen. Die Welt war zu Hause groß genug. Ich hasste es, die Ferien außerhalb meines Dorfes zu verbringen. Eigentlich mochte ich keine Ferien, ich ging lieber zur Schule. Und ich war glücklich, wenn ich bei meinem Vater sein konnte; ich liebte es, ihm bei der Arbeit zuzusehen, war glücklich, wenn er mir erlaubte, auf die 10 m hohen Gerüste zu klettern; und ich bewunderte die gute Laune meines Vaters, seinen Mut, seine Freundlichkeit. Ich liebte sein Lachen, seine Art, mit seinen Arbeitern zu scherzen. Damals gab es weder Fernsehen noch Radio, um die Kinder abzulenken, und wir hatten kein Auto,mit dem

wir hätten herumfahren können - aber wir haben nichts vermisst. Im Winter sprangen wir von hohen Dächern, fuhren Ski, schlittelten oder spielten Eishockey. Im Sommer fuhren wir mit dem Fahrrad bis zum Ende unserer Täler, pflückten Beeren, beobachteten Tiere oder wanderten auf die Berge. Wenn wir uns am Ufer eines kleinen Flusses versteckten, versuchten wir Schulkinder sogar, "*Marylong*" zu rauchen, eine Zigarettenmarke, die eine schwarzhaarige Frau auf einer gelben Hülle zeigt. "Marylong" ist das einzige Souvenir aus meiner Kindheit, das ich heute noch in einem Kiosk kaufen kann! Niemand wusste, was wir taten, aber wir waren sehr abenteuerlustig und auch tapfer, wenn wir uns verletzten. Ich war sowohl vernünftig als auch irrational. Wir waren wild und inspiriert. Kinder müssen sich ihre eigene Welt schaffen, ganz nach ihrer Fantasie, im Wald, am Flussufer oder im Tiefschnee.

Kwacakworos Tante (Annie Perner), Mutter (Marianne Perner-Schröder) und Vater (Paul Perner)

Der Wunsch, eine inspirierende Umgebung zu schaffen, in der man sich zu Hause fühlt, hat mich an alle Orte begleitet; er hat mir geholfen, mich trotz all des Elends, das ich erlebt habe, wohlzufühlen. Wann immer ich irgendwo hinzog, versuchte ich, den Ort gastfreundlich und angenehm zu gestalten: Ich legte Gärten an, in denen sich Körper und Geist erholen konnten, selbst dort, wo es nur Sand oder Steine gab oder wo die einzigen Blumen Kakteen oder dornige Bäume waren. Je größer die Schrecken des Krieges waren, desto stärker war das Bedürfnis nach einem Ort, an dem die Menschen sich von dem Lärm und den Verwirrungen des Lichts erholen und im Schatten eines Baumes oder unter einem offenen Nachthimmel Ruhe und Gelassenheit finden konnten, um dort Seelenfrieden zu finden. Der schönste Garten, den ich angelegt habe, befand sich in Afghanistan, paradoxerweise an einem Ort, an dem unsere Häuser fast ununterbrochen bombardiert und beschossen wurden, bei Tag und bei Nacht. Die Sonnenblumen wuchsen hoch; ich zählte 62 Blüten an einem einzigen Stängel! Es gab einen kleinen, leeren Springbrunnen, den ich mit Wasser, Steinen und Blumen füllte. Das Gras wuchs sehr hoch, und die Trauben bedeckten die Wände des Hauses vollständig und verbargen die mit Sand gefüllten Jutesäcke, die zu unserer Sicherheit dort aufgestapelt waren. Selbst die misstrauischen Taliban-Kommandanten, die unsere Nachbarn waren, konnten weder mich noch meine enge Freundin *Marguerite Pillonel* sehen, wenn wir Blumen pflückten oder ein eiskaltes Bad nahmen. Es gab sogar ein *"wi-mac*", wie die Anyuak es nannten, eine Feuerstelle, an der man abends saß, rauchte, sich unterhielt und in die Sterne schaute, ohne einen Gedanken zu verschwenden. Ich kann mich noch gut an *Reza Gul* erinnern, eine arme Frau aus dem Volk der *Hazara*, wie sie inmitten der schrecklichsten Bombardierungen unsere Kleider sorgfältig bügelte und dabei

allen Terror und Lärm völlig ignorierte, um der Hoffnung und der Menschenwürde willen. Reza Gul schien selbst ein Garten zu sein, eine Sonnenblume wie ein Gedanke der Liebe. Mein Garten würde Menschen wie sie trösten und ihnen versichern, dass sie nicht allein sind.

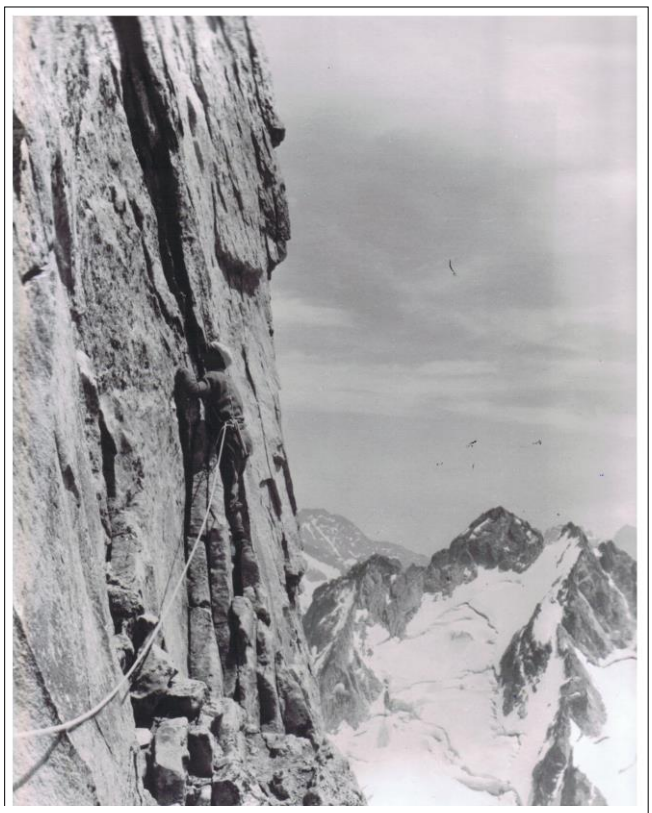
Viel nüchterner und friedlicher als mein kleiner Garten in Kabul war die "Art von Garten" in Lokichokio im Land der Turkana in Kenia. Ich hatte einige große Steine auf ein kleines Stück trockenes Land gelegt und harkte jeden Morgen sehr früh den Sand und goss Wasser, das in meiner Thermoskanne vom Vorabend übriggeblieben war, auf die Steine. All das tat ich mit einer Art japanischer Hingabe. "*Das glauben wir nicht*", sagten die Turkana, "*diese Steine werden nicht wachsen!*" Sie irrten sich gewaltig, der „Garten“ wuchs und wurde von Tag zu Tag schöner: "*Die Schönheit liegt nicht in den Blumen*", soll Buddha gesagt haben. "*Die Schönheit liegt in Betrachtung der Blumen selbst*". Manchmal verschob ich die Steine, veränderte so das Design des Universums und brachte die Menschen zum Staunen. Die Turkana waren überzeugt, dass ich verrückt sei, und sie liebten mich dafür.

Wenn ich mich nicht an viel von meiner Erziehung zu Hause erinnere, dann deshalb, weil meine Eltern mir viel Raum gaben, mich zu entwickeln und mich selbst zu entdecken. Das war ihre Art, uns zu erziehen: Wir sollten von ihnen lernen, nicht durch Befehle. Ich fühlte mich völlig frei und war manchmal irgendwie "außer Kontrolle", wuchs in Freiheit auf, ungebunden, unabhängig und schon früh politisch bewusst. Mein Vater nannte mich "*einen wilden Araber*"; er meinte ein vollblütiges Pferd! Meine Eltern waren sehr sozial eingestellt, freundlich und großzügig, und sie liebten es, Menschen zu treffen, mit ihnen zu reden und zu lachen. Von ihnen habe ich gelernt, Mitgefühl zu haben, bescheiden, tolerant und vergebend zu sein, trotz meines schrecklich selbstkritischen Geistes. Von ihnen habe ich gelernt, niemanden zu hassen, sondern zu versuchen, zu verstehen. Ich lernte auch, die Schönheit aller Dinge in der Natur zu bewundern, aber auch den Wert von Kunsthandwerk und anderen menschlichen Kunstwerken zu schätzen. Sowohl mein Vater als auch meine Mutter glaubten an das Gute im Menschen, und deshalb konnten sie so optimistisch bleiben. "*Ich weiß nicht, warum ich immer so fröhlich bin*", fragte sich mein Vater immer wieder. Was mich betrifft, so weiß ich, dass Frohsinn der einzige Weg ist, um die oft so deprimierenden Realitäten des Lebens zu überwinden und als Mensch zu überleben. Solidarität und Fröhlichkeit sind unerlässlich, um das Leben erträglich zu machen. Inspiration, Mut und Hoffnung können wir nicht in uns selbst finden, aber wir können sie in anderen Menschen und möglicherweise in Gott finden. Als ich Afghanistan nach zwei Jahren verließ, dankten mir die Menschen, nicht für das, was ich für sie getan hatte, sondern für das, was ich ihnen gegeben hatte, ohne, dass ich dessen bewusst gewesen wäre. "*Wie Du ja mit eigenen Augen gesehen hast*“,", sagten sie, "*die Realität unseres Lebens hier ist so schrecklich, dass wir immer deprimiert sind, ohne jede Hoffnung. Aber dank deines fröhlichen Geistes konnten wir lachen und für eine kurze Zeit glücklich sein. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr wir das zu schätzen wussten*".

Obwohl weder meine Mutter noch mein Vater in ihrem persönlichen Leben Glück gehabt hatten, besaßen beide die seltene Fähigkeit, andere Menschen glücklich zu machen. In der Tat waren meine Eltern so zutiefst menschlich und verständnisvoll, dass ich mir wünschte, ich hätte mehr von ihren Eigenschaften geerbt. Aber sollte ich mir nicht auch wünschen, weniger von der Suche meines Vaters nach Spiritualität, seinem Durst nach Schönheit und seiner Vorliebe für Einsamkeit geerbt zu haben, oder von der existenziellen Unterwürfigkeit meiner Mutter, ihrer Anspruchslosigkeit und ihrem schrecklichen Hunger nach Liebe? Wenn ich wirklich nur gute Erinnerungen an meine Eltern habe, frage ich mich, woher ich all meine Schwächen geerbt habe: meine schreckliche Ungeduld und schnelle Ironie, meine unverhohlene Naivität, den Hang zu ständigen Selbstkritik nahe der Selbstzerstörung, mein Übermaß an Sensibilität, die

seltsame Distanz zu mir selbst, die ständigen Zweifel an der Sinnhaftigkeit meiner Existenz, den religiösen Hang zum Tod, das Gefühl, verlassen, verloren und einsam zu sein, und die Schüchternheit und Angst, geliebt zu werden? Von woher kam denn das Wissen, "nicht für diese Welt gemacht zu sein"? Meine Eltern beobachteten natürlich mein Verhalten und machten sich Sorgen über meinen Durst nach Einsamkeit. Sie erkannten, dass ich "anders" und einsam war, und sie spürten, wie sehr mein Geist trotz meines selbstbewussten, fröhlichen und positiven Auftretens, zerbrechlich und für Todesgedanken sehr anfällig war. Aus Angst, dass "ich es nicht schaffen würde", gaben sie anderen und sich selbst die Schuld daran, dass ich ins existentielle Abseits gedrängt worden war.

In der Tat war das Verhältnis zwischen den Mitgliedern meiner Großfamilie durch Eifersucht und gelegentliche Ungezogenheit so verbittert, dass auch Kinder, die noch weniger sensibel waren als ich, es vorgezogen hätten, dem so genannten häuslichen Glück fernzubleiben und Harmonie und Zuneigung woanders zu suchen. Ich kann mich jedoch daran erinnern, dass es mir immer ein Rätsel war, warum sich meine Eltern so sehr um meine Zukunft sorgten und ich mir viele Fragen über die Gründe für ihre Angst stellte. Sie schienen gute Gründe zu haben; sicherlich kannten sie die Realität besser als ich. Erst später wurde mir klar, dass ich einfach als Außenseiter geboren wurde, als ein junger Verwandter von *Laurence von Arabien, L'Etranger* oder von Hermann Hesses *Steppenwolf*[1], aber während ich aufwuchs, schien ich nichts zu vermissen. Im Gegenteil, ich führte ein gefühlsreiches Leben und war voller Energie. Ich habe fast alle Berge meiner Region bestiegen! Ich war positiv gestimmt, aber oft in tiefe Gedanken versunken und von Büchern gefangen. Ich habe keinen triftigen Grund, weiter zu graben und mehr Licht in die Grotte meiner Kindheit zu bringen, eine Jugend, die vielleicht nicht so hell war, wie meine Erinnerungen vorgeben, aber sicher auch kein Ort der Finsternis war. Die Erinnerungen an meine Kindheit nehmen eigentlich so wenig Raum in meinem Gedächtnis ein und sind so unspektakulär, dass ich ohne diese Einführung in meine Lebensgeschichte nicht das Bedürfnis gehabt hätte, Fragen zu stellen. Tatsächlich (aber vielleicht zu Unrecht) habe ich das Gefühl, dass meine Existenz als selbstbewusste Person erst später, außerhalb Europas, begann. Wenn es stimmt, dass man einen gewissen Abstand braucht, um sich an Dinge zu erinnern, bedeutet das



Besteigung des Ago di Sciora im südlichen Teil von Graubünden... (Foto von André Roch, 1961)

[1] Im Alter von siebzehn Jahren las ich mit großem persönlichen Interesse "The Outsider" von Colin Wilson (London 1960). Der Satz "Die Aufgabe des Außenseiters ist es, eine Tätigkeit zu finden, in der er am meisten er selbst ist, d.h. in der er sich am besten ausdrücken kann" (S. 75) hilft, die Notwendigkeit eines Außenseiters (wie Lawrence) zu verstehen, konkrete Tätigkeiten zu finden, durch die er sich eine Art von Substanz und persönlicher Identität geben kann.

dann, dass ich keinen Abstand zu meiner Kindheit habe, dass ich immer noch an dem Punkt bin, an dem ich angefangen habe, in den Bergen, in meiner heimatlichen Wildnis, und eher meinen Instinkten als meinem Verstand folge? Man sagt mir manchmal, dass ich immer noch "wie ein Kind schlafe". Träume ich etwa immer noch? Der Raum meiner Kindheit scheint offen zu sein wie eine Grotte, die sich ans Meer lehnt.

Meine Mutter und meine beiden Großväter stammten aus dem hohen Norden Deutschlands. Mein Vater lernte meine Mutter in München kennen, heiratete sie in *Ütersen*, einer kleinen Stadt in Norddeutschland, und zog mit ihr aus Liebe in die Schweizer Berge. Es waren die Zeiten des Zweiten Weltkriegs, als es nicht leicht war, als Deutsche in der Schweiz zu leben. Das soziale Umfeld in Davos war für meine Mutter sehr hart, feindselig und oft brutal; meine Mutter war in der Familie meines Vaters nicht willkommen. Sie beherrschte die Landessprache zunächst nicht und hatte einen anderen, offeneren Charakter. Als Kinder wurden wir als stolze Bündner erzogen und verspürten nie den Wunsch, nach Deutschland zu reisen, obwohl unsere Großeltern mütterlicherseits dort lebten. Ich habe sie nur zweimal besucht. Mit sechs Jahren sah ich zum ersten Mal die Nordsee auf *Sylt*, war fasziniert und erschrocken über den Lärm und die Größe der riesigen grünen Wellen; ich habe ein Bild von mir, wie ich vor den bedrohlichen Wellen stehe und lächle, um zu zeigen, wie mutig ich war. Neben mir steht mein Onkel mütterlicherseits, ein Arzt; leider ist das die einzige Erinnerung, die ich an den Menschen habe, den meine Mutter am meisten geliebt hat. Zehn Jahre später fuhr ich in die Geburtsstadt meiner Mutter, nach *Itzehoe*, um meine Großeltern ein letztes Mal zu besuchen. Meine Großmutter, die mildeste und friedliebendste Person, der ich je begegnet bin, starb genau am Tag meiner Abreise in die Schweiz. Ich reiste auch nach Deutschland, weil ich von guten Freunden der Familie in ihr Haus an der Aller in *Verden* eingeladen worden war. Verden ist eine kleine Stadt, die als die Heimat des Reitsports bekannt ist. Ich verliebte mich in Pferde, lernte reiten und galoppierte mit einem jungen, wilden, "einheimischen" Jungen, *Bernd Eggersglüss*, durch Dünen und Wälder auf dem unvergesslichen Rennpferd "*Baronesse*". Das Reiten wurde nach dem Klettern und Skifahren meine dritte große Leidenschaft. Wenn ich auf einem Pferd saß und über Hürden sprang, fühlte ich mich manchmal selbst wie ein Pferd. Viele Wochenenden verbrachte ich bei der Familie des berühmten Schweizer Eishockeyspielers *Bibi Torriani*, dem Vater meiner besten Schulfreunde, in Bad Ragaz. Wir ritten in der Gegend von Maienfeld. Bibi Torriani nannte mich "*Lester Pigott*", in Anspielung auf den erfolgreichsten britischen Jockey jener Zeit. Ausnahmsweise wurde ich nicht mit dem Namen eines wilden Tieres gerufen, aber auch mit diesem Namen war etwas sehr Wildes verbunden. Eine Zeit lang war ich auch in das Leben der Pfadfinder eingebunden. Damals in Davos waren die Pfadfinder eine Bande von Abenteurern, ziemlich anarchisch, furchtlose Erforscher jenes Freiheitsraums, den nur die Kindheit bieten kann. Wir bildeten eine enge Verschwörung mit schneebedeckten Bergen, Wäldern, Felsen, Schluchten und Wasserfällen und schworen uns, unsere aufregenden Geheimnisse für uns zu behalten. Aus dieser Zeit sind ein paar Namen von bleibenden Freunden geblieben: "*Koala" (Hans Wehrli), "Jaguar" (Marco Torriani), "Kim" (Christian Weber), "Cantate" (Hans Issler), "Froggy" (Otto Wild), „Salute“ (Hans Caspar Trepp),"Hansi" (Jean-François Roch)* und *"Simba" (Romano Torriani).* Mein Pfadfindername war übrigens "*Puma*", der Berglöwe oder Panther von Südamerika, eine Wildkatze...

Von meinem Vater, der in seinem Herzen ein Dichter war, habe ich eine weitere Leidenschaft geerbt: einen riesigen Durst nach Lesen im Allgemeinen und nach Poesie im Besonderen. Ich habe Tag und Nacht gelesen. Wir hatten sehr viele Bücher zu Hause, und mein Vater hat sich nie geweigert, mir Geld für Bücher zu geben. Aber ich war sicher ein schlechter Leser. Mir fehlte völlig die Distanz, ich versank fast körperlich in der Welt der Bücher. Lesen war für mich wie Essen in guter Gesellschaft, für den Geschmack, für das Vergnügen und für die Verdauung,

und ich konnte nie genug davon bekommen! Ein großer Teil meiner Jugend war von *Albert Camus* geprägt, so dass ich selbst zu einem " *homme révolté*" wurde, voller Feuer, das in mir brannte, aber ich erinnere mich auch an Abende, an denen ich durch unsere Wälder ging und chinesische Gedichte las. "*Man muss verrückt sein, um ein Dichter zu sein*", sagt ein französisches Sprichwort, und was mich betrifft, mag das durchaus zutreffen. Es gab nicht viel Raum, um an mich selbst zu denken, geschweige denn, um das "normale" soziale Leben eines Teenagers zu führen. Kein Tanzen, kein Trinken. Die wahre Liebe ließ auf sich warten. Ich war glücklich an Orten, an denen ich mich körperlich und geistig engagieren konnte, in den Bergen, in Wäldern, unter Tieren und in Büchern, weit weg von anderen Begierden. Mein Leben stand im Gleichgewicht zwischen der Natur, den Felsen und dem Schnee und der Welt der Fiktion, den offenen Horizonten und den Wellen der Worte, die meinen Geist von einem anderen Ufer der Existenz erreichten: ein hungriger junger Steppenwolf auf der Suche nach Nahrung am frühen Morgen seines Lebens.

War der größte Teil meiner Kindheit und Jugend von der Natur geprägt, so wurden die letzten Jahre meiner Schulzeit mehr und mehr von vor allem französischen und deutschen Schriftstellern beeinflusst, d.h. überschattet, erhellt oder vertieft. Ich erkannte, dass meine größten Interessen auf dem Gebiet der Literatur lagen; in der Literatur fand ich schon als Jugendlicher meine Befriedigung. Als ich mit meinem Paten, Prof. *Werner Kägi* von der Universität Zürich (einer der angesehensten und einflussreichsten Schweizer Persönlichkeiten der Generation meines Vaters), über meine Pläne sprach, französische Literatur zu studieren, unterstützte er mich nachdrücklich und meinte: "Das wäre eine sehr solide Grundlage für das Leben". Was für ein Leben, dachte ich. War mein Pate der Meinung, dass die Literatur für jemanden, der so ungeduldig und anspruchsvoll ist wie ich, irgendwann nicht mehr ausreichen würde? Meine Zukunft war offen, blieb vage, nichts war versprochen.

Das war meine Kindheit in Davos. "*Das war's*", sagen die Anyuak jeweils am Ende einer Geschichte, und fügen hinzu: "*Mehr nicht*".

Obwohl ich mein ganzes Leben in fremden Ländern verbracht habe, bin ich immer wieder nach Davos zurückgekehrt, wann immer ich Ferien hatte. Ich hatte noch nie in meinem Leben Heimweh, und mit Ausnahme des Kongo, wo ich meine Ausbildung in afrikanischen Kulturen begann, fühlte ich mich überall zu Hause, wo ich arbeitete. Dennoch blieb mir Davos in Erinnerung. "Davos", das waren vor allem unser altes Haus und meine Familie. Ich machte mir oft Vorwürfe, dass ich meine Eltern allein gelassen hatte, vor allem als sie alt geworden waren. Wir tauschten Briefe aus und telefonierten, wann immer es möglich war, aber diese Gespräche waren nichts anderes als ein heikler Austausch liebevoller Lügen, bei dem beide Seiten so taten, als ginge es ihnen gut und als seien sie in guter Gesellschaft, wohlwissend, dass in unserem Gespräch keine Wahrheit lag. Ich machte mir Sorgen um sie, und ich wusste, wie sehr sie sich um meine Sicherheit, meine Gesundheit und mein geistiges Wohlergehen sorgten. Ich fühlte mich für sie verantwortlich, wollte ihnen etwas zurückgeben für die Liebe, die sie mir auf so großzügige Weise entgegengebracht hatten. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihnen alles geben konnte, was ich mir gewünscht hätte, aber ich weiß, dass sie es verstanden haben und mir dankbar waren. Wir hatten unsere Gefühle immer auf indirekte Weise ausgedrückt und Sentimentalitäten vermieden; wir benutzten nie das Wort "Liebe", Begriffe der Zuneigung gehörten nicht zu unserem Vokabular, und es gab keine Notwendigkeit für solche Gespräche. Gefühle der Liebe und Zärtlichkeit wurden im Tresor unserer Herzen aufbewahrt, gut geschützt vor Zweifeln, Staub und Missverständnissen. Der Mangel an Sprache war manchmal bitter zu erfahren, und doch half er uns allen, stark zu bleiben. Das Beste, was ich ihnen aus dem Ausland mitbringen konnte, waren die vielen Freunde, die ich in allen Teilen der Welt gefunden hatte. Diese

Freunde besuchten uns oft in Davos und verwandelten unser kleines, aber gemütliches Haus in einen Palast, in dem die ganze Pracht der Welt erstrahlte und unsere Fantasie beflügelte. Bei diesen Gästen handelte es sich um junge Männer und Frauen, Studenten und Arbeiter, aber auch um prominentere Persönlichkeiten wie Staatsoberhäupter, Minister, Botschafter, Künstler, Richter, Professoren, Missionschefs, Ärzte, Dirigenten, Generäle, Anthropologen, Delegierte, Journalisten, Fotografen, Freiheitskämpfer, Bildhauer, den Erzherzog von Habsburg-Lothringen, den Präsidenten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, den Obersten Richter von Kenia und sogar einen wahrhaft unsterblichen Geist, seine Majestät den König der Anyuak. Die Besucher stammten aus verschiedenen Nationalitäten und verstanden sich als Acholi, Afghanen, Amerikaner, Anyuak, Argentinier, Atuot, Australier, Österreicher, Bari, Belgier, Kameruner, Kanadier, Chinesen, Dänen, Dinka, Engländer, Finnen, Franzosen, Georgier, Deutsche, Hazara, Indier, Iraner,, Irländer, Italiener, Kashmiri, Kazaken, Kenianer, Luo, Madegassen, Norweger, Nuba, Nuer, Paschtunen, Peruaner, Kolumbier, Russen, Schotten, Shilluk, Schweden, Schweizer, Sudanesen, Shilluk, Tadschiken, Turkmenen, Türken, Usbeken, Menschen aus Uganda, Togo, Kamerun und Südafrika, und doch waren sie alle von derselben Art und hatten dieselbe Identität: sie alle waren vorzügliche Beispiele für wahrhaft menschliche Wesen. "*Ein Gast ist ein von Gott gesandter Engel*", sagt ein arabisches Sprichwort. Unsere Gäste waren Schutzengel für unsere meist selbstgefälligen Geister. Dass meine Mutter ein so langes und vor allem glückliches Alter hatte (sie verpasste ihren 100. Geburtstag nur knapp), verdankte sie all diesen Freunden, die ihr halfen, ihr Vertrauen in das Leben zu bewahren und ihr die körperliche Kraft gaben, stark zu bleiben. In den Herzen unserer Familie gab es keine Grenzen, Menschen und Ideen waren jederzeit herzlich willkommen. Die Ankunft eines Gastes wurde von unserer Familie immer als ein wahrer Segen verstanden, der uns half zu überleben und uns erlaubte, unser Vertrauen in die Menschheit zu erneuern. Freunde waren der Schatz unseres Daseins, zu Hause und im Ausland.

Kwacakworo mit Freunden und Freundinnen aus dem Südsudan (Nuer, Dinka, Schilluk, Anyuak Könige), Uganda (Acholi), Deutschland und Italien, am Eingangstor des "Perner Haus», dem «Haus der 55 Speere», in Davos.

Landschaft Davos, in Graubünden, Schweiz

II

Studium und erste berufliche Erfahrungen

Studium der französischen, skandinavischen und vergleichenden Literatur in Aix-en-Provence (Südfrankreich), in Uppsala (Schweden) und in Zürich (Schweiz).

Ich war nicht darauf vorbereitet, weit zu gehen, zumindest geografisch gesehen. Mein Großvater war von *Kuden* in Schleswig Holstein im hohen Norden Deutschlands zu Fuss bis nach *Konstantinopel* gelaufen. Dort erkrankte er an Tuberkulose, die ihn auf dem Rückweg nach Davos brachte, das damals ein weltberühmter Kurort war. Er heiratete dort, starb aber früh und hinterließ seine vier Kinder in sehr jungen Jahren. Im Gegensatz zu meinem Grossvater war es der Ferientraum meines Vaters, einfach ein paar Tage in einem Dorf namens *Bergün*, nur wenige Kilometer ausserhalb von Davos, zu verbringen. Wie ich wollte er nie die Menschen verlassen, die er liebte. Warum also habe ich meine Heimat verlassen? Vielleicht haben die Erfahrungen, die ich während meines Militärdienstes in Frauenfeld gemacht habe, dazu beigetragen, dass ich das Bedürfnis verspürte, die engen Grenzen der Schweiz zu überschreiten. Vielleicht war es aber auch nur Zufall und Glück. In Davos begleitete ich den bekannten Schweizer Alpinisten *André Roch*. Er plante einen Film über Extremklettern mit dem weltberühmten Kletterer *Georges Livanos* und mir als Protagonisten zu drehen. Ich fuhr mit ihm an die felsige Küste der *Calanques* in der Nähe von *Marseille* in Südfrankreich, wo Livanos mit einer kleinen Gruppe von "*Sistogradisti*" trainierte, um sich auf seine kühnen Besteigungen im Sommer in den Dolomiten vorzubereiten. Der Film wurde zwar nie fertiggestellt, aber er wurde zum Ausgangspunkt für einen neuen Anfang in meinem Leben: Ich durfte in Südfrankreich bleiben! Das war nur durch reines Glück möglich. Meine Familie war nicht reich genug, um mir ein Auslandsstudium zu finanzieren, so dass die Vorstellung, in Frankreich zu studieren, völlig unrealistisch war. Ich mietete eine leere Hütte in einer Campinganlage. Im Sommer konnte man dort Eintrittskarten für den Campingplatz St. André in *Aix-en-Provence* kaufen. Jetzt, Ende November, war das Camping geschlossen, es war bereits kalt und die Welt schien wie ausgestorben. Die Wände und das Dach der Hütte waren aus Blech, der Raum war leer; es gab weder Möbel noch Wasser, Toilette oder Licht. Oben auf dem Hügel gab es einen Unterstand, in dem Gänse gehalten wurden, und in dem ich mich mit eiskaltem Wasser waschen konnte. In der Hütte gab es keinen Strom, aber jedes Mal, wenn ich die Tür oder die Wände berührte, bekam ich einen Stromschlag, weil die Drähte über das Dach der Hütte liefen und das Blech berührten; ich musste die Tür mit einem Stück Holz

In Marseille mit Sonja und Georges Livanos und Roger Lepage (17-7-62)

öffnen. Ich füllte das Zimmer mit Zeitungen, vor allem mit *Le Nouvel Observateur*, und schlief auf dem Boden. Das alles war ziemlich feucht und schrecklich, aber irgendwo musste ich ja anfangen, und es war jedenfalls besser als nichts.

Meine Bergsteigerfreunde in Marseille fanden meine Situation unerträglich, ja peinlich, und sie versuchten, mir zu helfen. Zufällig kannte Georges Livanos eine Frau, die selbst eine prominente Bergsteigerin gewesen war, eine Frau Ende sechzig, die mit ihren fiebrigen Augen und ihrem aristokratischen Namen alle beeindruckte: *Madame la Marquise Sylvia d'Albertas*. Als Livanos sie fragte, ob sie vielleicht jemanden kenne, der es mir ermöglichen könnte, ein anständiges Zimmer günstig zu mieten, fühlte sie sich beleidigt: "*Mais je vous en prie, Monsieur, wie können Sie sich vorstellen, dass ich Leute kenne, die Zimmer vermieten würden?",* fragte sie verärgert. Aber schließlich sagte sie Livanos, dass "der junge Mann" sie in ihrem "Pavillon" besuchen solle; der Pavillon lag 100m vom Schloss ihres Mannes, dem *Château d'Albertas*, entfernt. Das Schloss befand sich in *Bouc-Bel-Air*, einem kleinen Dorf auf einem Felsen zwischen Aix-en-Provence und Marseille. Das Treffen mit dieser exzentrischen Dame fand in einem wunderschönen Park statt, der vom berühmten Architekten *LeNôtre* für die Familie d'Albertas entworfen worden war. Für den unschuldigen und gut aussehenden Bergbubn, der ich war, wurde diese erste Begegnung zu einer sehr eigenartigen und seltsamen Erfahrung, die jedoch große Auswirkungen auf mein Leben hatte. Schließlich bot mir die Marquise ein großes Zimmer im Schloss und sogar eine tägliche Mahlzeit an, und das kostenlos! Am Anfang fühlte ich mich wie ein junger Protagonist in einem Horrorfilm. Die Familie d'Albertas soll "*la gloire de la Provence*" („die Glorie der Provence“) gewesen sein, aber sie hatte, zumindest in meinen Augen, viel von ihrem Glanz verloren. Die Kapelle, die Bibliothek, das Gefängnis und die meisten Zimmer standen leer. Der ansässige Pfarrer war ein homosexueller Trunkenbold, der "die Musik" mochte, die Bildhauerin war hässlich und geschmacklos und der alte Marquis war sehr klein und bewegte sich geisterhaft mit steifem Rücken und weißen, flachen Augen. Dem Marquis gefiel es natürlich nicht, mich in seinem Schloss zu sehen und stritt sich mit seiner zwanzig Jahre jüngeren Frau: "*Wie kannst du nur einen Jüngling ohne gesicherte Herkunft von der Straße holen?*", fragte er sie mit lauter und durchdringender Stimme, aber Madame la Marquise kümmerte sich nicht darum. Wann immer sie keine Lust hatte, sich mit ihrem Mann zu streiten, kehrte sie einfach in ihren Pavillon zurück, der etwas höher als das Schloss lag; der Marquis konnte sich wegen seines schwachen Herzens nicht bis dort hinaufbewegen. Dank meiner naiven Unschuld und der Tatsache, dass ich nicht gut Französisch sprach, konnte ich die Marquise und die übrigen Bewohner auf Distanz zu halten. Ich weiß nicht, wie mir das gelang, denn Madame la Marquise versuchte wirklich alles, um mein Interesse zu wecken, manchmal sogar, indem sie sich "völlig erschöpft" auf mein großes französisches Bett warf, in der Hoffnung auf Hilfe und Genesung, - aber vergeblich: Ich war nutzlos! Ich war wohl nicht dankbar genug für ihre Großzügigkeit, aber was hätte ich tun sollen? Die arme Madame war über fünfzig Jahre älter als ich!

Dieses Leben war absolut unrealistisch, ein Stück Fiktion, aber in praktischer Hinsicht war es nicht wirklich einfach; ich erinnere mich immer noch ungern an die Abendessen in diesem riesigen, schön dekorierten Speisesaal, bei denen sich alle über den jungen Fremden lustig machten, der offensichtlich so sehr in der französischen Zivilisation verloren war. Ich fühlte mich in der Tat, als wäre ich nackt auf dem Esstisch gefesselt, eine gefangene Beute zwischen toten Vögeln, Gabeln, Kerzen, langen Messern, klebrigen Soßen, gierigen Augen, vergiftetem Gemüse, knochigen Fingern und selbst angebauten Kartoffeln. "*Mögen Sie Musik?*", fragte der Pfarrer immer wieder, und alle lachten laut. Spanische Bedienstete flogen wie Fledermäuse umher, schweigend und ohne ein Lächeln; mir wurde gesagt, ich solle sie nicht anfassen. Glücklicherweise verbrachte ich meine Tage an der Universität und meine Wochenenden in den

Calanques in der Nähe von Marseille, was mir half, das Leben im Schloss zu akzeptieren, ein Leben, das eher einem Drama glich als irgendeiner Realität, - und doch: es war real!

Situationen können sich schnell ändern. Nur drei Monate nach meiner Ankunft verstarb der alte Marquis und mit ihm verschwanden auch alle anderen Bewohner, mit Ausnahme eines rotäugigen Sohnes, der sich um die Felder kümmerte oder kleine Vögel jagte, und einer jungen und äußerst schüchternen spanischen Dienerin, an die ich mich gut erinnere, weil sie einen Schnurrbart hatte. Die Marquise selbst wohnte in ihrem Pavillon am Ende eines hundert Meter langen Boulevards. Ich blieb während des kalten Winters allein in meinem großen Zimmer in dem leeren Schloss zurück. Der Mistral-Wind klopfte nachts an meine Fenster und trieb mich näher an das im Cheminée glühende Feuer. Wie immer verbrachte ich meine Abende in Gesellschaft von Büchern und beendete jeden Tag mit der Lektüre eines Kapitels der "*Essais*" von *Montaigne*. Mittwochs hörte ich "*Le club des poètes"*, eine hochemotionale Radio-sendung über Poesie, in der eine sinnliche Stimme zu Brüderlichkeit und Solidarität unter den Dichtern aufrief; es war eine wahrhaft mystische Erfahrung, ein intensives, zitterndes Gebet für eine Welt voller Liebe. Auch französische Chansons erwärmten den halbdunklen Raum. *Troubadoure wie Jacques Bertin, Felix Leclerc, Serge Lama, Georges Brassens, Jacques Brel, Michel Aubert* und *James Olivier* gehörten zu den Freunden, die mich und meine Bücher in den einsamen Nächten im Schloss begleiteten und mich vor Ängsten, Zweifeln und dem Lärm der klappernden Fensterläden schützten.

Als der Frühling kam und ich den Ort besser kennenlernte, fragte ich den jungen Marquis, ob einige meiner Freunde bei mir wohnen könnten, und er willigte freundlicherweise ein, allerdings unter der Bedingung, dass ich ihn nicht mit der Frage nach Bettlaken und Handtüchern stören würde. Der junge spanische Diener würde sich um all das kümmern. Von da an wurde das Märchen zum Vergnügen. Ich konnte nicht nur zwei Jahre lang kostenlos im Schloss wohnen und Literatur, Sprache und französische Zivilisation an der Universität von Aix-en-Provence studieren, meine Wochenenden weiterhin beim Klettern in den Calanques am Mittelmeer verbringen und mit meinen Freundinnen die meisten historischen Orte in der *Provence* (wie *Vauvenargues, Orange, Arles, les Baux* und *Nîmes)* oder die ebenso berühmten Städte an der *Côte d'Azur* besuchen. Beim alljährlichen Jazzfestival in *Juan-les-Pins* und in *Marseille* habe ich großen Musikern und Sängern zugehört wie *Charly Mingus, Eric Dolphy, Thelonius Monk, Ella Fitzgerald, Gerry Mulligan, Sarah Vaughan* und *Miles Davis* (der nachts um zwei Uhr eine grüne Trompete spielte und dabei dem herrlichen, regungslos über dem Meer stehenden Vollmond den Rücken zuwandte). Mehrmals war ich in der *Camargue*, dem Land der *Saintes Maries*, der Winde, des wilden Grases und der Zigeunergitarrenmusik; ich genoss es, barfuß und mit wehender Mähne auf dem Rücken von kleinen Wildpferden über ein Meer von purer Schönheit zu fliegen und Wolken aus weißem Sand hinter mir zu lassen. Literatur, Poesie, Konzerte in den Klosterhöfen von *Aix-en-Provence* und Ausflüge zu Cézannes *Mont Ste. Victoire*, Pinienwäldern und wilden Tälern verschmolzen mit der sanften, trockenen, aber intensiven Schönheit der Provence. Rückblickend wird mir klar, dass ich in einem Traum lebte, in einer Welt voller Sinnesfreuden und Freundschaft; es war das erste und letzte Mal, dass sich mein Körper leicht, frei und ungebunden anfühlte. Ich war in *Câline* verliebt und galoppierte mit ihr auf roter Erde durch grüne Kiefernwälder bis zu einem geheimen, in den Felsen versteckten Teich. Geistig hatte ich meine emotionale Schwere und meine sture Nachdenklichkeit verloren; der strahlende Sonnenschein hatte meine existenziellen Zweifel verjagt. Ich fühlte mich stark und jung, mein Geist blühte auf, mein Körper war plötzlich voller sinnlicher Begierde. Ich hatte mich in einen "Marseillais" verwandelt, hatte den einnehmenden Akzent des Ortes angenommen, beherrschte sogar schmutzige Wörter. Ich war fröhlich und witzig geworden, zumindest wenn ich in Gesellschaft war, - und die meiste Zeit war ich in ausgezeichneter Gesellschaft,

wenn ich studierte oder kletterte. Doch wenn ich am rauchigen Feuer in meinem großen Zimmer im Schloss saß, nahmen Poesie, Romane und Politik weiterhin Besitz von meinem Geist. Der Briefwechsel, den ich mit einem brillanten Genfer Jugendlichen führte, ist ein Zeugnis für die Gewalt unserer Sprache, unsere poetische Sensibilität und unser rebellisches Engagement. Dieser junge Dichter, *Alexandre Leupin*, sollte später ein renommierter Professor für mittelalterliche Literatur werden. Das alles war vor 1965, aber schon damals "änderten sich die Zeiten", wie Bob Dylan prophezeite. Auch ich sollte mich verändern. Schon bald würden in Schweden die Diskussionen über den Vietnamkrieg in den Mittelpunkt unserer menschlichen Sorgen rücken und meine Gedanken in eine viel düsterere Richtung lenken. *Bob Dylan, Joan Baez, Leonard Cohen, Ravi Shankar* und die Musiker von Woodstock würden mir in den Norden folgen.

Es ging nur um Poesie. Die Berge, Gipfel, Täler und Abgründe meiner geistigen Umgebung hatten viele Namen: *Fernando Pessoa, Giuseppe Ungaretti, Konstantin Kavafis, Rafael Alberti, Giorgos Seferis, Hermann Hesse, Robert Creeley, Wladimir Majakowski, Juan Ramon Jiménez, Dylan Thomas, Günther Eich, Berthold Brecht, David Rokeah, Thomas Stearns Eliot, Franco Fortini, Paavo Haavikko, Vincente Huidobro, Paul Eluard, C. Drummond de Andrade, Pablo Neruda, Jannis Ritsos, Rainer Maria Rilke, Hans Magnus Enzensberger, Marina Zwetajewa, Sergej Jessenin, Ingeborg Bachmann, Miguel Hernández, Orhan Veli Kanik, Nelly Sachs, Lawrence Ferlinghetti, Jack Kerouac, Allen Ginsberg, Volker von Törne, Albrecht Goes* und *Andreas Gryphius*, um nur einige meiner Lieblingsdichter zu nennen. Als ich in die Provence zog, hatte ich eine Tonbandkassette mitgenommen, auf der der schwedische Dichter *Gunnar Ekelöf* seine Gedichte las! Seine Stimme, die an schweres, schmerzhaftes Atmen erinnerte, hat mich fasziniert. Ich verstand kein Wort Schwedisch, aber ich hatte das Gefühl, die Botschaft zu verstehen: "*Wenn man in der Sinnlosigkeit des Lebens so weit gekommen ist"*, sagte er, *"wird alles wieder interessant*". Das war eine Einladung, das Leben bei Null anzufangen! Ich wollte Ekelöfs verlockende musikalische Sprache lernen, in Frankreich! In Aix-en-Provence traf ich Studenten vieler Nationalitäten, darunter auch viele Skandinavier. Ein Schwede und ein Norweger wurden meine engsten Freunde, *Dag Ekman* und *Arild Kjerschow*. Sie nahmen mich mit nach Schweden, erst zum Urlaub, dann zum Studium. Ich hatte das Glück, dass meine Freunde großzügig und reich waren; sie bezahlten meinen Lebensunterhalt während des Studiums in Uppsala und nahmen mich in alle Teile ihrer attraktiven Länder mit. Meine Freunde hatten schöne Schwestern, Cousinen und Freundinnen, so dass ich emotional weiterhin verwöhnt wurde! Offiziell ging ich an die Universität Zürich und studierte dort drei Jahre lang, aber wann immer es möglich war, kehrte ich nach Schweden zurück, sowohl aus sentimentalen Gründen als auch weil ich Schwedisch lernen wollte. Ich studierte skandinavische Sprachen und Literatur in *Uppsala* und anderswo, machte eine Sendung über schwedische Musik für das Schweizer Radio und forschte an der Universität. Ich habe sogar auf Schwedisch geträumt.

In Zürich hatte ich das Glück, zu einer Zeit zu studieren, als zwei der herausragendsten Professoren des letzten Jahrhunderts an einer Schweizer Universität lehrten: *Prof. Georges Poulet* und *Prof. Paul de Man*. Beide Professoren waren nicht nur faszinierende Redner, sondern auch Persönlichkeiten von großer Bescheidenheit. Ihre Lehre wurde zu einer spirituellen Erfahrung. Die Vorlesungen von Prof. Poulet waren äußerst fesselnd und zogen daher Hunderte von Studenten an, während die Vorlesungen von Prof. Paul de Man intellektuell so anspruchsvoll waren, dass nur wenige Studenten es riskierten, die Vorlesung mit Kopfschmerzen zu verlassen. Als Paul de Man 1983 im Alter von 64 Jahren starb, würdigte ihn der Präsident der Yale University als "eine strahlende Leuchte für das menschliche Leben und Lernen ... nach der für uns nichts mehr so sein wird wie vorher... Er war einer der großen Denker seiner Zeit..." In Zürich hatte Prof. De Man von der Yale University als Gastprofessor Komparatistik gelehrt, und die vergleichende Literaturwissenschaft (französische und skandinavische) war genau das Gebiet, auf das

ich mich spezialisieren wollte. Ich weiß nicht, warum ich es wagte, Prof. De Man zu bitten, die Leitung meiner Dissertation zu übernehmen, aber sicher nicht, weil er intellektuell so scharf und anspruchsvoll war. Instinktiv hatte ich gespürt, dass der ernste, aber sehr sanfte Paul de Man ein einsamer Mensch war, sehr schüchtern und zerbrechlich, und deshalb empfand ich eine tiefe Sympathie für ihn. Ich vermute, dass er mich aus ähnlichen Gründen akzeptiert hat. Unter allen Studenten war ich der einzige mit einem südfranzösischen Akzent, und das allein machte mich zu etwas Besonderem. Prof. De Man war kein Wichtigtuer wie so viele selbstgefällige Personen in der akademischen Welt, er war tief menschlich. Glücklicherweise fand er Gefallen und Interesse daran, mich zu treffen. Zunächst bat er mich, über "*Ironie im Werk von Kierkegaard und Baudelaire*" zu schreiben, aber nachdem ich einen ganzen Sommer in Norwegen verbracht und fast alle Bücher von Kierkegaard gelesen hatte, fand ich das Thema zu gewagt für meine intellektuellen Fähigkeiten und gab auf. Prof. de Man hatte dann die Idee, den französischen Schriftsteller *Stéphane Mallarmé* mit dem schwedischen Dichter *Gunnar Ekelöf* zu vergleichen, allerdings unter der Bedingung, dass ich für ihn Ekelöf vom Schwedischen ins Deutsche übersetze. Obwohl Prof. De Man mir die Bestnote für meine Arbeit gegeben hat[2], denke ich jetzt, dass ich nicht hätte versuchen sollen, so kompliziert und akademisch zu sein in meinem Denken und in meiner Sprache. Was von dieser Arbeit positiv bleibt, sind meine Übersetzungen von Ekelöfs Gedichten aus dem Schwedischen ins Deutsche. Nach der Promotionsfeier lud mich Prof. de Man zu sich nach Hause ein, um über meine Zukunft zu sprechen. Er schlug mir vor, ethnographische Feldforschung zu betreiben, "bei den Eskimos oder so", wie er hinzufügte. In diesem Moment dachte ich, er mache einen Scherz. Wie sich später herausstellte, konnte Paul de Man nicht nur Bücher lesen, sondern auch Gedanken lesen und in das Unbewusste von jemandem wie mir eintauchen. Jedes Mal, wenn ich einen Brief von ihm erhielt, fühlte ich mich sehr geehrt.

In Zürich hatte ich keine Zeit für ein sogenanntes Studentenleben. Ich schlief in einem kalten Zimmer im Kellergeschoss, ohne Wasser und Toilette, aber es war sehr billig. Die meiste Zeit verbrachte ich ohnehin in Davos. Seit meinem Militärdienst habe ich Nebel und stinkende Flüsse gehasst. Zu Hause in Davos habe ich dann fleissig gearbeitet, habe über *Baudelaire, Eluard, La Bruyère, André Pieyre de Mandiargues,* über den Kritiker *Jean-Pierre Richard* und über *Racine* geschrieben. Für meinen Aufsatz über *Phèdre* (*Le récit de Théramène*) erhielt ich von der Universität einen Sonderpreis "für herausragende Qualität". (Ich war zu schüchtern, um an der großen Zeremonie während des jährlichen Universitätstages teilzunehmen!) Irgendwann habe ich auch einen Aufsatz über "*Die Veränderungen der Begriffe für das 'Böse' in der französischen Sprach- und Literaturgeschichte*" geschrieben; das fand ich ein sehr interessantes Thema. Ich habe mich schon immer sehr für Sprachen interessiert und bin nicht sehr nachsichtig, wenn Menschen sich nicht darum bemühen, möglichst keine Fehler zu machen. In meinem Berufsleben habe ich begonnen, neben den modernen europäischen Sprachen eine Reihe von "fremden" Sprachen zu lernen, so z. B. modernes und altes Provenzalisch, Urdu, Marati, Kiswaheli, Vietnamesisch, sudanesisches Arabisch, Farsi und Russisch, aber leider habe ich nie genug Zeit gefunden, um mich ganz auf das Erlernen dieser Sprachen zu konzentrieren. Auch wenn das Ergebnis meiner "Bemühungen" eher miserabel war, betrachte ich diese Zeit nicht als Verlust. Die Sprache ist nicht nur die Brücke zwischen den Menschen, sie ist auch der Schlüssel zum geistigen Universum des Menschen. Träume auf Schwedisch, Französisch oder Englisch sind nicht dasselbe, auch wenn derselbe Traum von derselben Person geträumt wird. Wenn ich gebeten werde, einen Anyuak-Satz zu übersetzen, wird mir klar, wie schwierig es ist, von einem

[2] "Gunnar Ekelöfs Nacht am Horizont und seine Begegenung mit Stéphane Mallarmé", published by Schweizerische Gesellschaft für skandinavische Studien, Helbing&Lichtenhahn, Basel 1974. Zugriff über meine homepage www.kwacakworo.com.

geistigen Universum in ein anderes zu springen, wie dieselben Wörter ihre Bedeutung ändern, wenn sie in eine andere Sprache übertragen werden. In Anyuak eröffnet selbst das Zählen von Gänsen, die den Himmel überqueren, neue Dimensionen des Verstehens, selbst Schweigen hat in Anyuak eine andere Bedeutung als im Englischen.

In meiner Freizeit ging ich weiterhin in die Berge, jetzt aber häufiger im Winter als im Sommer und wenn möglich bei Vollmond. Die Ferien verbrachte ich in Schweden, wo meine Freunde Sommerhäuser hatten, in Lidarände in *Hovs-Hallar* bei *Båstad* am Meer, in *Bjärka-Säby* bei *Kringstorp* in der Nähe von *Linköping* in den Wäldern und an kleinen bezaubernden Seen. Im Winter fuhren wir nach *Dalarna*, wo Freunde ein kleines Haus in einem Ort namens *Sälen* hatten, und umgaben uns in der dunkeln Abgeschiedenheit mit Geistern und Träumen. Zweimal unternahm ich Ausflüge nach *Lappland*, um in der Wildnis nach Bären und Abenteuern Ausschau zu halten, und einmal ertrank ich dort im reißenden, eiskalten *Rapa*-Fluss (ein dünnes Seil rettete mich, denn meine Freunde konnten mich noch lebend an Land ziehen). Oft besuchte ich meine Freunde in Norwegen. Ich spüre immer noch diese runden, warmen Steine im Meer unter meinem nackten Körper in *Folehavna* oder in *Sandö*, wo wir Bücher lasen, uns unterhielten und tranken, während der Wind gegen die blauen Wellen der Sonne schlug. Es war eine wunderbare Zeit, wenn auch ganz anders als die Zeit, die ich in der Provence verbracht hatte. Einerseits war es sehr romantisch, mit Liedern, Kerzen, Klaviermusik, kitschigen Sonnenuntergängen und leuchtenden Augen, andrerseits aber auch sehr unruhig, mit vielen heftigen Diskussionen, Geschrei und Tränen in der Nacht. Der dramatische Geist von *Ingmar Bergman* war so nah, dass er persönlich und fast körperlich wurde. Weil das bezaubernde Sommerhaus meiner Freunde in *Hovs-Hallar* auf den zerklüfteten schwarzen Felsen hoch über dem stürmischen Meer liegt, kam der berühmte Filmregisseur persönlich zu meinen Freunden, um einen weiteren seiner zutiefst depressiven dramatischen Filme über die Erschütterungen der menschlichen Seele zu drehen! Der stürmische Ort heißt übrigens "*Lidarände*", ein Name, der "*Das Ende des Leidens*" verspricht - ein hoffnungsvolles Programm für mein zukünftiges Leben!

Lidarände – „das Ende des Leidens“

Vorlesungen über französische Literatur an der Universität von Kisangani im Kongo

(1970-1971)

Wie kam es, dass ich in den Kongo ging? Warum sollte ich vom starken, warmen Licht der Provence und den intimeren Schattierungen Nordeuropas in die Dunkelheit des Regenwaldes ziehen? Und warum sollte ich meine Familie und Freunde verlassen? Objektiv gesehen gab es keinen Grund dafür. Aber subjektiv gab es auch keinen Grund, mein Leben auf mich selbst zu beschränken.

Selbst enge Freunde hatten manchmal das Bedürfnis, nach Erklärungen zu suchen, und einige wagten sogar, Schlussfolgerungen zu ziehen. Ein Freund verglich mich mit *Rimbaud*, der in jungen Jahren Europa in Richtung Äthiopien verlassen hatte, um sich in einer exotischen Welt als ein anderer Mensch wiederzufinden; Rimbauds Flucht aus Europa wurde als ein Versuch erklärt, sich von sich selbst zu lösen und sich neu zu begreifen. Aber objektiv gesehen hatte ich keinen Grund, vor irgendetwas wegzulaufen, und ich hatte auch keinen Businessplan. Ich war lediglich auf der Suche nach "etwas anderem", wollte mich ins Unbekannte wagen, um dort etwas Neues zu entdecken: "*aller au fond de l'inconnu pour trouver du nouveau"*, wie Baudelaire es formuliert hatte. Aber was meine Beziehung zu Rimbaud betrifft, so ist es sicher wahr, dass ich mich wie er als "*un autre*" (ein anderer) fühlte; könnte es sein, dass auch ich auf

der Suche nach diesem "anderen", mir noch unbekannten Fremden war, der irgendwo außerhalb meiner selbst existiert?
Tatsache ist, dass ich nach Abschluss meines Studiums keine Pläne für die Zukunft hatte. Ich wollte einfach warten, bis etwas passiert. Ich brauchte nicht lange zu warten. "Das Schicksal klopfte an meine Tür": Ich erhielt einen Brief von einer Organisation für Hochschulen mit Sitz in Genf. Man fragte mich, ob ich an der Stelle eines "außerordentlichen Professors" für französische Literatur an der Universität in *Kisangani* im *Kongo* interessiert sei; das war, bevor der kongolesische Diktator *Mobuto* den Namen des Landes in "*Zaïre*" änderte. Ich weiß nicht, wie diese Organisation an meinen Namen gekommen ist, vielleicht wurden sie einfach über Leute informiert, die ihr Studium abgeschlossen hatten; vermutlich aber war es Prof. De Man, der mich empfohlen und ihnen meine Kontakte vermittelt hatte. Glücklich, dass ich mir keine weiteren Gedanken über meine Zukunft machen musste, nahm ich das Angebot an und stürzte mich ohne zu zögern ins Ungewisse; zum ersten Mal verließ ich Europa. Ich war natürlich unvernünftig und versäumte es, andere Leute nach ihrer Meinung zu fragen; ich konnte mir nicht einmal vorstellen, dass es etwas Ungewöhnliches war, unmittelbar nach Abschluss meines Studiums, im Alter von nur siebenundzwanzig Jahren, Hochschullehrer zu werden. Ich wusste nicht viel über den Kongo. Ich erinnerte mich nur daran, dass ich den neuen Führer *Patrice Lumumba* im Fernsehen gesehen hatte: zuerst, als er den belgischen König beleidigte, als dieser dem Kongo zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit einen letzten Besuch abstattete, und dann, nur einige Monate später, als er mit dicken Seilen gefesselt in einem Jeep weggefahren wurde. Das Bild des gefangenen und gedemütigten Patrice Lumumba wird nie aus meinem Gedächtnis verschwinden; ich identifizierte mich stark mit dem Helden in diesem schmerzlichsten Moment seines Lebens. Trotz dieser Erinnerung rechnete ich nicht damit, im Kongo Gewalt zu erleben, ich hatte keine Angst. Im Gegenteil, ich war sehr enthusiastisch und neugierig und ließ alle möglichen Zweifel an meinem Engagement bei meinen fassungslosen Eltern zurück.

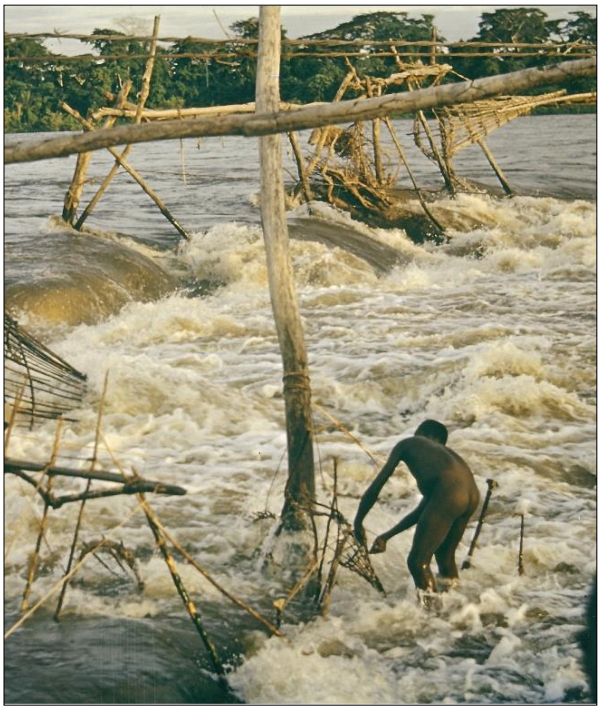
Kongo Fluss in der Nähe von Kisangani

Ich habe nur wenige angenehme Erinnerungen an diese Zeit im Kongo, aber dennoch bereue ich meine Entscheidung nicht. Wenn man aus negativen Erfahrungen und eigenen Fehlern lernen kann, dann habe ich im Kongo eine Menge gelernt.

Beruflich gab es nichts, die Universität war ein chaotischer Ort, die meiste Zeit geschlossen, und an den restlichen Tagen streikten die Studenten. Die Atmosphäre war sehr explosiv, sowohl Studenten als auch Dozenten wurden von Mobutus Pöbel bedroht, oft verhaftet und aus der Universität geworfen, weil man sie beschuldigte, revolutionär zu sein. Die Lage war ziemlich hoffnungslos, und ich denke, dass es bei den Streiks nicht so sehr um die Lehre oder um eine Änderung der Prüfungstermine ging, sondern um das Recht auf freie Meinungsäußerung und Freiheit. Wenn man sich nicht für Politik interessierte, war Kisangani der Ort, an dem man seine Einstellung ändern musste: überall herrschten Gewalt und Hass. Lumumba war acht Jahre zuvor getötet worden, aber das Feuer der Hoffnung, das er in den Herzen der gequälten Kongolesen entzündet hatte, brannte noch immer, und das nicht nur in seiner Heimatstadt Kisangani. Mobutu war erst seit wenigen Jahren an der Macht und regierte mit eiserner Faust; Opposition wurde nicht geduldet, und so litten vor allem die Studenten unter der brutalen Unterdrückung durch den Diktator. Die Studenten waren sehr wütend, und ihre Proteste wurden oft gewalttätig. In regelmäßigen Abständen sprangen Fallschirmspringer des Mobutu-Militärs vom Himmel auf den Universitätscampus, um Studenten zu erschießen oder zu verhaften und gelegentlich einige von den Studenten entführte Professoren zu befreien. Die hohen Spannungen an der Universität entsprachen der Hitze und der extremen Feuchtigkeit des Ortes; Kisangani liegt genau auf dem Äquator. Die Stadt lag damals noch in Trümmern, war ohne Charme und extrem arm. Die ausländischen Hochschullehrer wurden angewiesen, in einer Art Ghetto außerhalb der Stadt zu wohnen, in völliger Isolation von der Bevölkerung; privat hatten sie soziale Kontakte nur unter sich. Ich fand ein paar Freunde, darunter einige Studenten und eine sehr nette schwedische Krankenschwester, *Alice Sandblom;* da sie in einem Krankenhaus arbeitete war die wahrscheinlich die einzige Person, die engen Kontakt zu den einfachen Kongolesen hatte. Ich kann mich noch allzugut daran erinnern, wie Alice über die Schlangen sprang, die den Durchgang zwischen ihrer Küche und dem Wohnzimmer blockierten; sie schien mit den Reptilien zu tanzen. Die ausländischen Professoren luden sich ab und zu gegenseitig ein, aber ansonsten war das Leben in Kisangani grün, dreckig und einsam; nur Krankheiten fühlten sich hier sicher und wohl. Eines der beiden Ereignisse, an die ich mich noch gut erinnere, war eine große Explosion, von der man glaubte, sie sei der Beginn einer neuen Revolution, die aber in Wirklichkeit nichts anderes war als die gewaltige Explosion eines Bootes, auf das der Kapitän Munition geschmuggelt hatte. Auf diesem Boot befand sich ein Auto, das französischen Freunden gehörte, die seit mehr als sechs Monaten auf seine Ankunft gewartet hatten; nun war es für immer im Kongo-Fluss verschwunden, dem fast reglosen Zeugen so vieler schrecklicher Explosionen menschlichen Hasses. Die andere Geschichte, an die ich mich erinnere, war ein Vorfall, der sich nachts auf einem einsamen Pfad durch den Regenwald ereignete. In Begleitung von *Ruth*, meiner netten amerikanischen Nachbarin, war ich auf dem Heimweg vom Kino. Für Hochschullehrer war es strengstens verboten, in der Dunkelheit auf dieser Straße zu gehen, aber es war auch verboten, in einem Taxi zu fahren, dessen Fahrer von einer anderen Person begleitet wurde. Solche Taxis gab es aber nicht, denn ein Fahrer würde sein Leben riskieren, wenn er allein fahren würde. Also beschlossen wir, trotzdem zu Fuß zu gehen. Während wir gingen, informierte mich Ruth, dass jemand hinter uns lief. "Warum denn nicht", antwortete ich, "die Straße gehört nicht uns!" Dann informierte sie mich, dass dieser Mann immer näher käme. "Warum nicht", antwortete ich, "er geht eben schneller als wir!" Ein paar Sekunden später sprang mich jemand von hinten an, warf mich zu Boden, packte meine Jacke und rannte damit davon; es war die beste Jacke, die ich je besass. Ich bin immer noch erstaunt, dass ich den Mann nicht hatte kommen sehen, geschweige denn gehört hatte, bevor er sich auf mich stürzte. "Ich hatte ihn kommen sehen", sagte Ruth und lächelte plötzlich, "aber ich hatte beschlossen, dich nicht mehr zu warnen". In Kisangani wurden viele Professoren angegriffen und verletzt, aber da ich nichts davon wusste und nie damit gerechnet hätte, dass mich jemand angreift, habe ich mich nicht gewehrt;

ich war leichte Beute. Trotz des Verlustes meiner Jacke hatte ich also großes Glück gehabt: meine unschuldige Naivität und Ruths Schweigen hatten mich vor Schlimmerem gerettet!

Was ich aus meiner Zeit in Kisangani mit nach Hause nahm, war für meine Zukunft entscheidend: Ich habe gelernt, wie man sich *nicht* benimmt! Ich weiß nicht, ob es wirklich notwendig war, die Hochschullehrer vom Rest der Stadt zu isolieren; vielleicht war es das. Die Tatsache, dass wir von "den Menschen" getrennt waren, garantierte, dass sich keine dauerhaften Beziehungen entwickeln konnten; als wir den Kongo verließen, waren wir möglicherweise fast genauso unwissend über die Einwohner wie zuvor. Alles, was wir erlebt hatten, waren Unterdrückung, Angst und Schrecken. Alles, was wir mit nach Hause nehmen konnten, waren Eindrücke, Farben und Gefühle, Erinnerungen an Feuchtigkeit, plötzlichen Einbruch der Nacht, an Krankheit, Ungeziefer und Schlangen, an Schüsse, Explosionen und rennende Menschen, aber fast keine Freunde. Ich fühlte mich sehr frustriert, im Kongo zu sein und doch keine Nähe zu den Einheimischen zu haben. Zu den Erinnerungen, die ich behalte, gehört das beängstigende Gefühl, sich in völliger Dunkelheit durch den Regenwald zu bewegen, umgeben von seltsamen Geräuschen und den nervösen Bewegungen unsichtbarer Menschen, die sich in Sicherheit bringen. Ich erinnere mich auch an mein Vergnügen, die ganz besondere Art der französischen Sprache zu hören: Statt des Wortes "schauen" (*regarder*) benutzten sie das anspruchsvollere Wort "betrachten" („*contempler*“), als ob "schauen" etwas rein Oberflächliches wäre. Oder sie würden nicht sagen: "Ich bin sehr müde", sondern ihre Sprache würde Körper und Geist als zwei verschiedene Einheiten anerkennen und erklären, dass "ich meinen Körper zur Ruhe bringen muss, er ist sehr müde" ("*je dois reposer mon corps, il est très fatigué"*). Mein liebster kongolesischer Ausdruck war jedoch der außergewöhnliche Satz "*Je souffre beaucoup de la souffrance!"* ("Ich leide sehr unter dem Leid"). Was wie ein einfacher Pleonasmus aussah, war für mich eine perfekte Beschreibung eines depressiven Zustands.



Ich erinnere mich auch an meinen Besuch bei den akrobatischen *Wagenia*-Fischern an den hellblauen *Stanleyfalls*, die auf den Holzbühnen in der Mitte des reißenden Flusses tanzten. Diese Leute brachten mir eines Tages bei, wie man ein Spiel spielt, bei dem man Steine von einem Loch zum nächsten befördern muss. Ich spiele dieses Spiel immer noch mit kleinen, weichen Steinen, die ich später an den Ufern des *Tanganjikasees* in *Burundi* gesammelt habe, und nenne es "*Wagenia-Spiel*". Ich habe auch starke visuelle Erinnerungen an den Fluss Kongo, diese gewaltige, schwere, langsame Bewegung von stillgestandener Zeit und die die Fischer mit den grünen Augen eines gierigen Krokodils anstarrt. Ich erinnere mich an ein beliebtes Rennen zwischen Kanus, die direkt auf den Sonnenuntergang zusteuerten, erinnere mich auch an einen extrem obszönen Eingeborenentanz vor der katholischen Kirche und höre immer noch den hölzernen Klang der Tam-tam-Trommeln, mit denen die Menschen ihre geheimen Botschaften über den Fluss schicken. Ich erinnere mich an einen Kiosk, wo eine ausländische Dame ihr Vanille-Eis fallen ließ und sah, wie die Kinder freudig das zerbrochene Eis vom schmutzigen Boden leckten. Ich erinnere mich auch gut an das freundliche Gesicht von *Dr. Carrington*,

einem sanften Missionar, der versuchte, uns *Kisuaheli* beizubringen, obwohl die in Kisangani gesprochene Sprache natürlich *Lingala* war, die Sprache der kongolesischen Musik. Die schönste Erinnerung an meine Zeit in Kisangani war ein lauter und doch romantischer Abend, als eine junge Band in einem örtlichen Park Musik spielte: da war ein Vollmond, der die Instrumente sanft zum Leuchten brachte, da waren diese verstörend schönen Tänzerinnen und diese kupfernen Tänzer, und da war dieser betörende kongolesische Klang, der so inspirierend, gefühlvoll, voller Freude und gleichzeitig doch so traurig sein kann. Es sollte noch viele Jahre dauern, bis ich wieder ähnliche emotionale Momente mit hoch inspirierten jungen Musikern erleben und vergleichbare Empfindungen von purem Glück und tiefer Melancholie empfinden würde; das war dreißig Jahre später, im Jahr 2000, und wieder geschah es im Kongo, allerdings nicht in Kongo-Kinshasa, sondern in *Kongo-Brazzaville*, inmitten der geisterhaften Ruinen der gequälten Stadt *Dolisie* in der rebellischen Provinz *Niari*.

Ende 1970, nach meinem ersten Jahr im Kongo, beschlossen die Behörden in *Kinshasa*, die Fakultät der Geisteswissenschaften nach *Lubumbashi* in der Provinz *Katanga* zu verlegen. Die Reorganisation des Hochschulwesens im Kongo würde Monate dauern, und die Universitäten würden in dieser Zeit geschlossen bleiben. Die Professoren hatten die Wahl, zu warten und sich auf den Umzug vorzubereiten, oder zu kündigen. Ich beschloss zu gehen. Ich hatte genug von Abenteuern, bei denen ich nur ein machtloser Beobachter war.

Der Aufenthalt im Kongo ermöglichte es mir, zu reisen und andere Teile Ost-, Zentral- und Nordafrikas zu sehen: mit Freunden von der Universität und seiner Familie fuhr ich im Auto Richtung Osten. Wir besuchten *Goma, Bukavu, Ruanda, Burundi*, durchquerten den *Serengeti*-Park in *Tansania* und fuhren bis nach *Tanga*, um schließlich *Eldoret* in *Kenia* zu erreichen, von wo aus wir über die *Murchinson*-Fälle und die faulen Krokodile in *Uganda* nach Kisangani zurückkehrten. Es waren sehr angenehme Ferien in guter Gesellschaft. Wir sahen viele wilde und seltene Tiere und genossen das Segeln auf dem Indischen Ozean auf grün glitzerndem Wasser. Am besten erinnere ich mich an ein kleines Hotel irgendwo in Kenia, wo ich von jemandem überrascht wurde, der um fünf Uhr morgens mein Zimmer betrat und mit leiser, sanfter Stimme rief: "*Early-morning-tea, Sir!*". Ich öffnete die Augen und sah einen großen, tiefschwarzen, weiß gekleideten jungen Mann, der eine Tasse Tee vorsichtig auf meinen Nachttisch stellte. Ich konnte nicht glauben, was mit mir geschehen war. Ich hatte das Gefühl, in einem anderen Zeitalter erwacht zu sein! "*Sir*", hatte er mich genannt! Hatte er wirklich mit mir gesprochen? War es echt, oder war auch dies ein Märchen?

Mit einem von Freunden geliehenen Auto verließ ich schließlich Kisangani und kehrte über die *Zentralafrikanische Republik, Tschad, Kamerun, Nigeria, Niger, Algerien* und *Frankreich* in die Schweiz zurück. Mein alter Freund aus Graubünden, *Andreas Auer*, begleitete mich. Damals waren alle Strassen noch Naturstrassen und in miserablem Zustand. Die Reise war daher mühsam, aber voller Anekdoten, lustige und weniger lustige. Eines Abends in Agadez gingen wir ins Kino, verließen es aber vorzeitig. Mein Freund fuhr mit dem Auto rückwärts aus dem Parkareal und stieß dabei ein Motorrad, das hinter unserem Auto abgestellt war, um. Die Nacht

war schwarz wie Kohle, und damals hatten Autos noch keine Rücklichter. Die Polizei entdeckte unseren Schlafplatz noch in derselben Nacht und beschlagnahmte unsere Pässe. Wir wurden aufgefordert, am nächsten Tag zur Polizeiwache zu kommen. Nach einer Nacht voller Sorgen gingen wir frühmorgens zum Gericht und trafen den Richter mit dem Besitzer des Motorrads an. Wir erzählten ihm unsere Geschichte. Der Richter war sehr höflich und verstand schnell das Problem: "*Sie kommen von sehr weit her. Stellen Sie sich vor, von sooo weit! Aus dem Kongo!!!*", begann er seine Rede und kam dann auch gleich zu seinem Urteil: *"Nun, ich selbst hatte ja nie die Gelegenheit, weit zu reisen. Ich kann mir aber vorstellen, dass eine so lange Reise die Menschen extrem müde, ja erschöpft macht. Und das weiß ich aus eigener Erfahrung allerdings sehr gut: wenn man sehr müde ist, sehr, sehr müde, kann es passieren, dass man nicht mehr so klar sehen kann... Müdigkeit kann einen blind machen! Dieser Fall ist also einfach. Sie haben sich nichts zuschulden kommen lassen, das hier ist nur ein unglückliches Versehen gewesen. Bitte geben Sie diesem Mann etwas Geld, damit er sein Motorrad reparieren kann, aber geben Sie ihm nicht alles, worum er gebeten hat, das wäre viel zu viel. Geben Sie ihm nur etwas.“* Allein die Vorstellung, so weit zu reisen, hatte den Richter sehr müde gemacht, er wurde nachsichtig und voller Mitgefühl, ja sogar Mitleid. Mein Freund war Jurist und als solcher von dem unerwarteten Urteil noch mehr beeindruckt als ich. Das war eine große Lektion in afrikanischer Weisheit und Menschlichkeit! Wir waren erleichtert. Glücklicherweise war der Besitzer des Motorrads nach seiner Entschädigung ebenfalls sehr zufrieden.

Bevor ich dieses Kapitel über meine ersten Erfahrungen im "dunkelsten Afrika" schließe, möchte ich eine kurze Anekdote anfügen, die mehr über den afrikanischen Charakter verrät, als jede Analyse es könnte. Während unserer Reise durch Afrika kampierten wir eine kalte Nacht irgendwo in der Wüste in Niger. Wir versuchten, ein Feuer zu machen, konnten aber nur dünne Zweige von Dornenbüschen finden; unser Feuer war erbärmlich. Plötzlich, bei Anbruch der Nacht, sahen wir am Horizont eine alte Frau auf uns zukommen. Sie trug eine große Ladung Holz auf ihrem Kopf. Als sie näher kam, sah sie uns von Weitem an, und zu unserer Überraschung verließ sie ihren Weg und ging in unsere Richtung. Als sie uns erreichte, warf sie ihre ganze Ladung Brennholz auf den Boden, und - ohne ein Wort zu sagen - drehte sich um und ging. Eine solche Großzügigkeit hatten wir noch nie erlebt. Es war einfach unfassbar. Tief beeindruckt von so viel spontaner Freundlichkeit, wärmten wir uns an dem von Gott gesandten Feuer. Beim Blick in die lodernden Flammen konnten wir nur an die nette alte Frau denken, die nach einem langen Tag harter Arbeit mit leeren Händen nach Hause kam. Warum hatte sie uns geholfen? Würde sie heute Abend ein Feuer haben, um eine Mahlzeit zu kochen? Wir würden es nie erfahren. Niemals in meinem Leben werde ich diese alte Frau und ihre Last vergessen. Sie trug das Herz Afrikas auf dem Kopf und schenkte es uns. Uneigennützig und wie selbstverständlich, glücklich, uns in unserer Not helfen zu können! Diese alte Frau bleibt in meinem Gedächtnis als Symbol der Liebe, der Güte und der selbstlosen Großzügigkeit und als Symbol für ganz Afrika: seine Flüsse, Wälder, Savannen, Vögel und Tiere, die staubige Sonne und der segelnde weiße Mond, die waagerecht gestapelten Wolken in der offenen Weite und all die Menschen, die täglich auf den kargen Feldern der Menschenwürde arbeiten.

Abshiedsgrüße aus der Wüste in Niger

Einsätze für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (Genf) in Bangla Desh, Vietnam und Indien (1972-74)

Ich begann mein Berufsleben als Dozent für französische Literatur an der Universität in Kisangani, eine Stelle, die ich aufgab, weil die Philosophische Fakultät nach Lubumbashi verlegt worden war. Nach dem Kongo musste ich mir eine andere Arbeit suchen. Aus Gründen, die wahrscheinlich poetische und musikalische Wurzeln hatten[3], konzentrierte ich mein Interesse auf Südamerika und, in geringerem Maße, auf Indonesien. In der Hoffnung, dass es irgendwo eine freie Stelle geben würde, schrieb ich verschiedene Universitäten in diesen Ländern an, nicht weniger als dreißig, in der Hoffnung, zumindest eine positive Antwort zu erhalten. Um mich auf eine mögliche Beschäftigung in Südamerika vorzubereiten, beschloss ich, Spanisch zu lernen und ging nach *Barcelona*. Gleichzeitig bewarb ich mich beim *Internationalen Komitee vom Roten Kreuz* in Genf, in der Hoffnung, als Delegierter aufgenommen zu werden. Man versprach mir eine Anstellung, forderte mich aber auf, zunächst mein Englisch zu verbessern, denn meine gesamten Englischkenntnisse stammten noch aus meiner Schulzeit. Nach Spanien reiste ich also nach England, besuchte einen Sprachkurs in *Bournemouth* im Süden und verbrachte später einige Zeit in *London*. Obwohl ich ganz allein war und niemanden kennengelernt habe, waren die Tage in London kulturell sehr aufregend, sogar grandios, mit vielen Besuchen in Kunstmuseen, im Kino, im modernen Ballett, im Theater und in Konzerten, darunter die großartige Originalaufführung des Musicals "*Hair*". Ich war noch nie in einer so großen Stadt gewesen und betrachtete Gebäude und Menschen mit grossem Erstaunen - verwirrt, erschrocken und fasziniert zugleich. Ich fürchte mich vor großen Menschenmengen, Lärm und Unruhe und fühle mich daher in den Bergen und in der Wildnis wohler, was aber nicht heißt, dass mich der ganze Rausch der Gesichter und Farben, des Lärms und der Gerüche, des Staubs und des Rauchs, des Lichts und der Dunkelheit nicht reizen würde, von all diesen hölzernen Figuren der Menschheit, die wie lebende Personen gekleidet sind, die in Vitrinen ausgestellt sind, die sich eilig durch Menschenmengen und morsche Haufen von elektrischem Licht bewegen, mit Regenschirmen und funkelnden Augen, frierend, lachend, drängelnd, Schlange stehend, Straßen überquerend, in letzter Minute in Busse springend. "Eines Tages", sagte ich zu mir selbst, während ich geistesabwesend die Menschenmassen aus der Ferne betrachtete, "eines Tages werden all diese Menschen für immer hinter dem schweren roten Vorhang des Todes verschwinden, einsame Opfer ihres persönlichen Schicksals". Großstädte bringen die melancholische Seite meines Charakters zum Vorschein, machen mich mild und traurig; "*Das Erscheinen dieser Gesichter in der Menge; Blütenblätter auf einem nassen, schwarzen Ast*", schrieb *Ezra Pound* über die Gesichter, die er in der Metro beobachtete.

Mein Wunsch, Delegierter des *Internationalen Komitees vom Roten Kreuz* (IKRK) zu werden, entsprach meiner Ausbildung, meinen intellektuellen und politischen Interessen und meinen Erfahrungen in den Bergen, aber mein Engagement spiegelte auch meine hartnäckige Sehnsucht nach Sinn und Erfüllung wider, diese verzweifelte Suche nach geistiger Konsistenz, die ich nur außerhalb meiner selbst finden konnte. Bücher zu lesen und über Literatur zu sprechen war intellektuell lohnend und inspirierend, aber körperlich war das Lesen eine ziemlich einsame Tätigkeit. Es erlaubte mir nicht, dauerhafte körperliche Beziehungen zu den beschriebenen Menschen aufzubauen. Bücher waren zwar eine gute Gesellschaft und gaben mir eine Menge Inspiration und Ideen, aber sie erwiderten meine Gefühle nicht, geschweige denn gaben sie mir Unterstützung, wenn ich körperlich in Not war. Für mich war Literatur nie mehr oder weniger

[3] Zu meinen Lieblingssängern gehörten der Katalane Ramon, der spanische Dichter Paco Ibanez, Violetta Para aus Chili und vor allem Atahualpa Yupanqi aus Argentinien.

als - um Baudelaire zu zitieren - "*une invitation au voyage*" ("eine Einladung zu einer Reise"), eine Reise durch die Schicksale von Menschen; eine emotionale, intellektuelle und auch spirituelle Erfahrung. Wie mein Patenonkel vorausgesagt hatte, war die Literatur zur Grundlage meines Lebens geworden, aber sie war nie ein Ziel an sich gewesen. Ich unterrichtete sehr gerne, auch wenn mir nur die Diskussionen mit meinen Studenten Freude und persönliche Befriedigung verschafften. Die Studenten schienen meine Vorlesungen zu schätzen, aber ich konnte mir nicht vorstellen, für den Rest meines Lebens an Universitäten zu unterrichten. Mein Geist hatte das Bedürfnis, sehr irdische, konkrete Dinge zu erreichen: mit den Augen zu sehen und mit den Händen zu arbeiten. Es war dieser Wunsch, meinen menschlichen und politischen Interessen eine physische und geistige Konsistenz zu geben, der mich für den größten Teil meines Lebens in den Bereich der Anthropologie und schließlich der humanitären Aktionen geführt hat.

Der mächtige Brahmaputra-Fluss (Jamuna genannt) bei Dacca in Bangla Desh

Es ist absolut unmöglich, auf die Einzelheiten dieser ersten Mission in Bangla Desh und aller folgenden Missionen einzugehen: *Vietnam, Indien, Afghanistan, Zentralasien, der Kongo* und *der Sudan*, Namen von wunderschönen Ländern, die leider eher für Elend und Krieg als für die Freundlichkeit ihrer Bewohner bekannt sind.

Meine Erinnerungen sind eng verknüpft mit Orten und Landschaften, unbekannten Personen und einigen wenigen vertrauten Freunden, arroganten Militärkommandeuren und betrunkenen Soldaten sowie Gefangenen, Flüchtlingen und all den einfachen Menschen, die unter den direkten oder indirekten Folgen des Krieges zu leiden hatten. Meine Erinnerungen sind verbunden mit dem ständigen Kontakt mit dem Tod, mit explodierenden Minen, mit Schüssen, Explosionen und Bombardierungen, mit Trümmern und brennenden Hütten, mit Angriffen, Entführungen, Verhaftungen und mit getöteten, verstümmelten, vergewaltigten oder verletzten Menschen. Krieg ist schrecklich, und es schmerzt, sich daran erinnern zu müssen. Krieg und andere

menschliche Katastrophen werfen ein sehr grobes Licht auf die Existenz, auf Landschaften, Häuser und Menschen gleichermaßen; Menschen auf der Flucht, die versuchen, ein Stück ihrer verlorenen Menschlichkeit zu retten, die versuchen, Schutz vor den Schrecken des Krieges zu finden.

Die Arbeit für das IKRK war eine große Herausforderung, aber dank meiner früheren Tätigkeiten war ich sowohl intellektuell als auch praktisch gut vorbereitet. Existenzielle Fragen hatten mich schon als Jugendlicher beschäftigt. Bücher hatten mir die Welt außerhalb der Berge meiner Kindheit eröffnet, mich auf Abenteuer mitgenommen, mir geholfen, Entdeckungen zu machen und meinen Geist anzuregen; Bücher entsprachen meinem Wunsch, Grenzen zu überschreiten, Visionen zu folgen und Antworten auf meine existenziellen Fragen zu finden. Konkret waren Bücher auch eine Informationsquelle über das Wesen und die Geschichte der Menschen, über spirituelle und religiöse Fragen sowie über den sozialen, politischen und natürlichen Kontext, in dem die Menschen ihr Leben auf der Erde verbringen. Obwohl das Lesen vor allem eine emotionale, sinnliche, intellektuelle und spirituelle Reise war, war es auch eine sehr reale Erfahrung, die mein Verständnis der Welt beeinflussen und meine zukünftigen Interessen leiten sollte. Mein Interesse an den Menschen war echt und nicht mit einer beruflichen Verpflichtung verbunden. Das IKRK hat kein Feuer in mir entfacht, sondern es am Leben erhalten, seine Flamme genährt und es mit noch größerer Intensität zum Leuchten gebracht.

Was die praktische Seite betrifft, so haben mir meine früheren Erfahrungen zu Hause oder in den Bergen ebenfalls geholfen, mit den oft mühsamen Bedingungen des Delegiertenlebens fertig zu werden. Körperlich stark und widerstandsfähig, war ich es gewohnt, mich Gefahren auszusetzen und, wenn nötig, Risiken einzugehen. Ich hatte keine Angst um mein Leben, und ich war nie ein Feigling. Beim Klettern hatte ich außerdem gelernt, vorsichtig zu sein und die Ruhe zu bewahren, wenn etwas Unerwartetes passierte, und ich war es gewohnt, mich um andere zu kümmern und Verantwortung zu übernehmen. Ich war in der Lage, persönliche Schwierigkeiten zu überwinden, mit heiklen Problemen umzugehen und Entscheidungen zu treffen. In den Bergen darf man nicht spielen; man muss authentisch sein, Körper und Geist müssen sich voll und ganz auf eine Sache konzentrieren. Wenn man die Konzentration verliert, ist die Gefahr groß, dass man den Halt verliert, tief fällt und andere mit sich reisst.

Ich bin mir nicht sicher, ob Erfahrungen den Charakter verändern können, aber sicherlich kann man aus dem, was man erlebt hat, lernen. Die besonderen Bedingungen des Krieges bringen Eigenschaften in den Menschen zum Vorschein, die unter normalen Umständen nicht zur Geltung kämen. Menschen verändern sich, werden egoistischer oder mitfühlender, zeigen Feigheit oder Mut. Ich erinnere mich, wie der König der Anyuak einen seiner Untertanen verteidigte, den ich der Unehrlichkeit beschuldigt hatte: "Ja, ich weiß", antwortete der König, "er hat dieses Problem. Aber du solltest ihn sehen, wenn die Dinge sich zum Schlechten wenden, wenn das Leben gefährlich wird und wenn eine Person gebraucht wird, die mutig, tapfer, intelligent und geschickt ist. So viele Menschen versagen und laufen vor der Gefahr davon. Aber dieser Mann ist außergewöhnlich; er ist einer meiner zuverlässigsten Kämpfer!" Die Umstände geben dir die Gelegenheit, deine Qualitäten zu zeigen, und manchmal lenken sie deine Talente einfach in neue Richtungen. Ich bezweifle, dass ich ohne diese ganz besonderen Stresssituationen in der

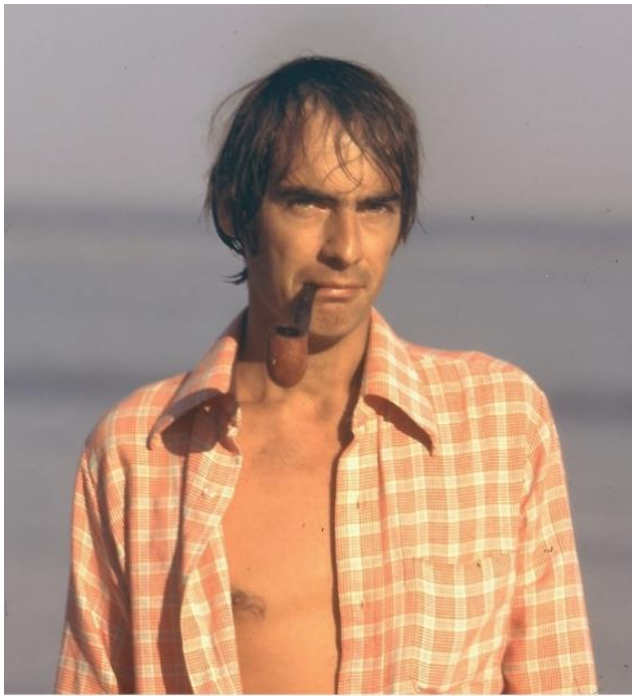
Lage gewesen wäre, bis dahin unbekannte Züge meiner Persönlichkeit zu zeigen. Zum Beispiel war ich plötzlich in der Lage, meine Emotionen zu kontrollieren, selbst wenn ich vor Wut, Abscheu oder Verzweiflung fast explodierte, und ich verlor selten die Beherrschung. Niemals in meinem Leben habe ich mich jemandem überlegen gefühlt, und ich habe es immer vermieden, auch Menschen zu verletzen, die ich nicht mochte; das brachte mir Respekt ein. Ich war bescheiden, respektvoll und freundlich und lernte, Geduld zu zeigen. Ich lachte und scherzte gerne und konnte auch harte Diskussionen für alle erträglich machen. Ich genoss es, einen Großteil meiner Freizeit mit den Menschen vor Ort zu verbringen, ihre Kultur kennen zu lernen und ihre Probleme zu teilen; ich konnte Menschen zum Reden bringen und zuhören. Dank solcher informellen Begegnungen konnte ich mich selbst an den verlassensten und unwirtlichsten Orten zu Hause fühlen und die nötige Kraft und den Mut für meine Arbeit aufbringen. Da ich mir schnell den Ruf erwarb, für die Nöte und Probleme Anderer Verständnis aufzubringen, erwarb ich mir auch Respekt und Sympathie; neidische Kritiker meines persönlichen Engagements behaupteten, dass meine Großzügigkeit nur ein Beweis für meine Naivität sei und dass ich den schlechten Charakter der Menschen absichtlich ignoriere, aber das war mir egal. Ich hasste akademische Diskussionen, wenn es darum ging, schnell zu handeln. Kein Wunder, dass ich gelegentlich mit meinen Vorgesetzten aneinandergeriet, wenn mein Hilferuf nicht sofort eine positive Antwort erhielt. Selbst innerhalb der Organisationen, für die ich arbeitete, war ich ein Außenseiter. Dennoch erhielt ich in der Regel die notwendige Unterstützung.

Auch wenn das Leben als IKRK-Delegierter oft schwierig war, voller Frustrationen und Täuschungen, so war es doch auch inspirierend und lohnend. Es gibt nichts Schöneres im Leben, als Menschen zu helfen, und zwar nicht nur, indem man ihnen Schutz bietet und ihnen die Mittel zum Überleben zur Verfügung stellt, sondern vor allem, indem man ihnen ihre Menschenwürde zurückgibt. Da ich immer wieder um meine persönliche Hilfe gebeten wurde, hat mich die Arbeit für das IKRK fast mittellos gemacht, aber geistig, emotional und intellektuell bin ich sehr reich geworden. Alle Menschen waren mir gegenüber sehr großzügig, was Dankbarkeit und Segen angeht, und vor allem, was Vertrauen und dauerhafte Freundschaft betrifft. Denn was wären meine Erinnerungen an Landschaften, Ereignisse und Begegnungen ohne all diese mutigen und freundlichen Menschen, die mich beschützt und mir geholfen haben, meine Ängste, mein Zögern und meine Frustrationen, meine Zweifel und meine Hoffnungslosigkeit zu überwinden? Niemand kann allein leben; man braucht Seelenverwandte, um einen Platz in sich selbst zu finden und sich dort sicher zu fühlen. In Zeiten des Krieges ist eine verlässliche Begleitung noch wichtiger als in den meist weniger dramatischen Zeiten des Friedens. Wenn ich von mir selbst spreche, spreche ich indirekt auch von den Menschen, die bei mir waren, die sich abmühten, die kämpften, die Angst hatten, die mit mir Momente der Not und der Freude teilten; ich war Teil ihrer Identität, sie waren Teil der meinen, auch wenn es physisch nur für kurze Zeit war. Sollte ich ihre Namen nicht erwähnen, nur weil es so viele von ihnen sind? Ich sollte! *Alinazar Alinazarov, Helène Biannic, Brigitte Braendli, Hasan Buriev, Gilles Carbonnier, Jean-François Darcq, Lolita Dauletmirsaeva, Dominique Gross, Cholpon Ismailova, Paivi Laurila, Tim Leyland, Sylvia Lokong, Tawab Omary, Pertti Pesonen, André Picot, Mihail Rakhmanov, Harald Schmid de Grüneck, Bahar Tirkeshovna, Mengesha Tsegay, Geoff Loane, Zalmai* und *Zamanuddin* gehörten zu den Freunden, die in meinem Leben eine entscheidende Rolle spielten, während ich für humanitäre Organisationen arbeitete und auch danach. Andere Kollegen haben mich nicht einmal physisch verlassen. Sie wuchsen langsam, aber stetig in meine Existenz hinein und wurden schließlich zu festen Bestandteilen meiner Biografie: *Adok Gai Budice Jok, Laurent Giger, Marguerite Lacoste-Pillonel, Pascal Mauchle, Bernadette Peterhans, Tamila Shulukhia, Askar Umarbekov* und *Stephanie Weber* sind mir über viele Jahre hinweg treu geblieben, stabile Säulen aus so hartem Holz, dass die Würmer der Zeit keinen Eingang finden konnten. Es wäre mir peinlich, wenn ich erklären müsste, warum die Menschen

mich liebten, warum sie weinten, wenn ich sie für immer verlassen musste. Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. "*Warum bist du gekommen, wenn du wieder gehst?*", fragten die Anyuak, als ich sie nach einer langen Zeit der Zweisamkeit verließ. Die Nuba oder die Afghanen, wie so viele andere Menschen, denen ich begegnet bin, würden das gleiche bittere Gefühл des unwiederbringlichen Verlustes ausdrücken. Ich fühlte natürlich dasselbe: Warum bin ich wieder gegangen? Wir waren uns alle bewusst, dass wir uns nie wieder sehen würden, dass unser Abschied für immer sein sollte. Es war wie ein Tod, aber ein Tod mit großer Angst um das Leben des anderen: Wir wussten, dass es kein Paradies sein würde. Was wird mit ihm geschehen, fragten sie sich, und ich war genauso besorgt, dass ihnen etwas Schlimmes zustoßen könnte. Wir waren wie Eltern und Kinder, beide zur gleichen Zeit.

Kwacakworo im Pamir (Tajikistan)

Ich kann nicht sagen, inwieweit und auf welche Weise meine ersten Einsätze für das IKRK meine Feldarbeit unter den Anyuak erleichtert haben, aber sicher haben sie das. Sowohl der Ethnograph als auch der humanitäre Helfer können nur dann erfolgreich sein, wenn sie stress- und druckresistent sind, wenn sie Zeiten der Einsamkeit und des Ausgesetzt seins gegenüber fremden Aggressionen ertragen können, wenn sie körperlich und geistig stark genug sind, um sich in unbekannten Gebieten zu bewegen, und wenn sie ihr Verhalten anpassen und ein positives Verhältnis zur lokalen Bevölkerung und ihren Machthabern aufbauen können. Beide müssen flexibel sein, Interesse und Mitgefühl für das Leben der Menschen, ihren kulturellen Hintergrund sowie ihre Sorgen und Probleme zeigen. Und, was am wichtigsten ist, sowohl ein Ethnograph als auch ein humanitärer Helfer müssen in der Lage sein, sich den Arbeitsbedingungen anzupassen und die kurze Zeit ihrer Anwesenheit in einer fesselnden menschlichen und natürlichen Umgebung zu genießen: Sie müssen sie selbst bleiben, auch wenn sie unter Druck stehen. In diesem Sinne war die Zeit, die ich beim IKRK verbracht habe, eine Art Lehrzeit für mein zukünftiges Engagement und meine Aktivitäten, und in gewisser Weise eine Art Einführung in meine eigene Persönlichkeit, ihre Fähigkeiten und Grenzen.


Kwacakworo am Blauen Nil 1974